

KOCHEN

Peter N. Witt

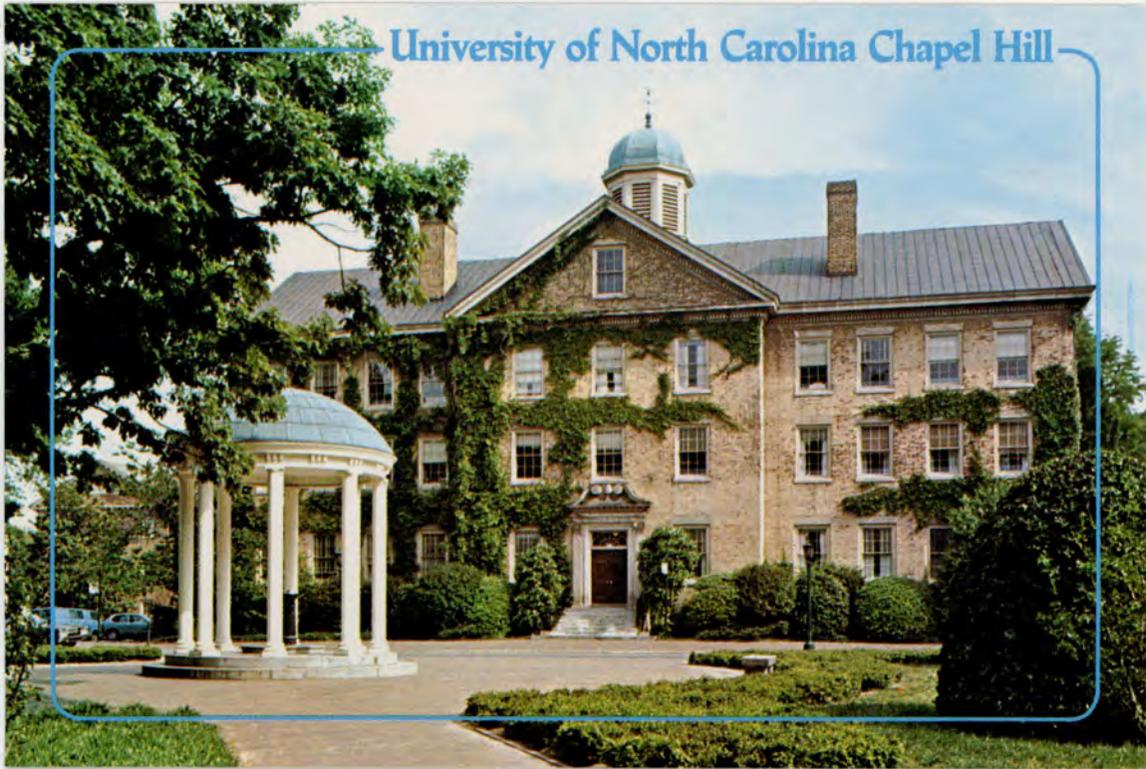
1992

SKIZZEN AUS MEINER VERGANGENHEIT.
Vierter Band.

Inhalt:

1. Das Cello.
2. Ein paar denkwürdige Reisen.
3. Hausbesitzer.

University of North Carolina Chapel Hill



**THE OLD WELL
UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA
Chapel Hill, N.C.**

The Old well is the unofficial symbol of the University of North Carolina and was originally the only source of water for more than a century. Behind the well stands the South Building.

Photo by Wesley Strong



A5-395

Tausend Grüße, geliebte
Seele, - vielleicht ganz inte-
ressant? Auf bald, Dein Pete

© Pub. by Aerial Photograph Services, Inc.
2511 South Main St., Winston-Salem, NC 27157-3300-43



Das Cello.

Nur durch den 2. Weltkrieg unterbrochen- habe ich während 65 von meinen 73 Jahren das Cello gespielt. Es hat mich in allen Wechselfällen meines Lebens begleitet; es ist eine immerwährende Quelle der Freude gewesen. Die Instrumente, die Lehrer, die Leute mit denen ich zusammen spielte, haben oftmals gewechselt; aber nachdem ich am Ende von 3 Jahren Clavierstunden das Cello zu spielen begonnen hatte, wollte ich nichts Anderes mehr spielen. Das Cello, seine Größe, die Tonhöhe und der Ton wurden mir so wichtig, daß ich beim Anhören von Orchester Musik den Celloteil heraushöre; seine Tonhöhe hat sich zu derjenigen entwickelt, in der ich am besten höre. Das Üben der ~~linken~~ ^{Rechten} Hand, die die Saiten niederpresst, und der ~~Rechten~~ ^{Rechten}, die den Bogen streicht, haben zu unterschiedlicher Entwicklung von Muskeln und Nerven in beiden Händen geführt.

Ich erinnere mich daran, daß wir alle vier Witt Kinder früh mit Clavierstunden anfangen, und wir spielten oft vor. Mein erster Lehrer war Fräulein Steinmetz in Berlin, die ich recht gerne hatte. Zu Hause übten wir von einer Kinderfrau beaufsichtigt. Bei den häufigen Vorspielen in Fräulein Steinmetz' Wohnung in West Berlin traf ich Freunde und Verwandte; und auf dem Sopha in der Ecke des altmodischen Wohnzimmers saß Fräulein Steinmetz' verehrte Mutter. Sie schenkte allen Tee ein, und die Jungen begrüßten sie mit einer Verbeugung, die Mädchen mit einem Knicks. Ein Mal im Jahr spielten alle Enkel meinem Großvater in seinem Musikzimmer vor; (wir waren etwa 10); und er beurteilte uns und unsere Lehrer. Wenn er zufrieden war, bekamen wir jeder ein silbernes 5-Mark-Stück,- ein für uns großes Geschenk.

Man hatte uns von Anfang an klar gemacht, daß das Clavier nur der erste Schritt war. Eines Tages würden wir uns ein Instrument wählen können. Meine älteste Schwester Motte und mein jüngerer Bruder Detlef hörten bald ganz auf. Schwester Enole blieb beim Clavier und fügte Singen dazu; während ihrem kurzen Leben tat sie Beides sehr schön. Ich entschied mich ungefähr mit 8 Jahren, daß ich das Cello spielen wollte. Es war eine von vielen festen Entschlüssen, den ich ohne viel Wissen faßte, und der sich als dauernd und richtig erwies.

Ein Cello-Concert von Pablo Casals hat mich wohl beeinflußt. Ich hörte es als Junge mit meinem mütterlichen Großvater, Franz von Mendelssohn, in den frühen zwanziger Jahren; und ich erinnere mich deutlich, wie wir beide in der ersten Reihe des großen Saales saßen. Der kleine, breitschultrige, bereits kahlköpfige Casals schlang seine langen Arme um das zarte Instrument und produzierte so schöne und klare Töne, daß ich sie in meiner Einbildung noch zu hören glaube und genieße. Sein Spiel ist einzigartig und für ihn charakteristisch; danach hörte ich ihn oft, auf Platten und im Leben,- zuletzt als Dirigent in Marlborough.

Der erste Cello Lehrer war ein kleiner Herr mit einem Haarkranz um eine Glatze; er hieß Ewel Stegmann. Ich mietete ein dreiviertel Cello, ein schönes altes Instrument mit eingelegten Perlmutter Rosen. Meine Hände waren für ein volles Instrument noch zu klein. Niemals wurde ich ein sehr geschickter Spieler oder ähnelte einem Berufsspieler, aber ich wurde nicht müde, die tiefen Töne des Cellos oder mit anderen Trio oder Quartett zu spielen. Besondere Freude machte es, neue Stücke zu lernen oder einem großen Componisten durch das Rauf und Runter seiner Werke zu folgen. Ich glaube, daß ich Concerte nicht so sehr genossen hätte wie ich es tat, wenn ich nicht Musik auf diese Art kennengelernt hätte.

Der Unterricht bei Herrn Stegmann hörte plötzlich auf. Als ich in einem Jahr wie üblich mit meinen Vettern meinem Großvater vorspielte, kritisierte er etwas, was ich tat, - ich erinnere mich nicht was es war. Es kann sein, daß es das Klopfen des Taktes mit dem Fuß war, was viele Spieler beim Üben tuen. Bei uns war das streng verboten. Rückblickend glaube ich, daß Herr Stegmann meinem Großvater widersprach, und daß ein Argument folgte. Wir hörten das nicht zu Ende, da wir entweder gebeten wurden den Raum zu verlassen, oder die beiden Älteren gingen hinaus. Ich fand nichts über die weitere Diskussion heraus. Aber ich bin sicher, daß als Folge des Arguments Herr Stegmann gebeten wurde mich zu verlassen und mir keine weiteren Stunden zu geben. Ein neuer Lehrer wurde angeheuert.

So weit ich mich erinnere war meine neue Lehrerin eine weißhaarige Dame namens Frau Premyslav-Stoltz. Sie hatte lange mit ihrem Mann in Südafrika gelebt und war gerade nach Berlin zurückgekehrt. Sie hatte ein Lehrbuch für Cellospieler geschrieben, wo nummerierte Takte den Schüler zu langsam zunehmender Schwierigkeit führten. Sie war sehr systematisch, und ich mußte jede Woche ein oder zwei neue Takte üben; am Ende der Woche hörte sie sich die Resultate an. Man durfte nur weitergehen, wenn man die vorigen Takte gemeistert hatte; meist lernte man ein bis zwei Takte pro Woche. Das klingt langweilig, aber mir gefiel die Methode, und ich übte systematisch. Ich glaube, daß man nach Erreichen der letzten Takte ein gelernter Spieler geworden sein sollte. Dies gelang mir nie. Ich hatte die sanfte alte Dame gerne und würde noch lange weitergeübt haben, aber die Stunden kamen zu einem Ende, entweder weil sie Deutschland verließ (wie viele Deutsche in den dreißiger Jahren), oder ich verließ Berlin um zu meiner neue Schule im Schwarzwald zu fahren (siehe Capitel "Schulen").

Was ich als kleines Kind auf dem Klavier gelernt hatte, blieb mir das ganze Leben lang gegenwärtig. Ich hatte nie gut Klavier gespielt; aber die Noten blieben in meinem visuellen Gedächtnis als weiße und schwarze Tasten, niemals als Saiten Positionen. Diese Erfahrung ist nicht ungewöhnlich, und ich habe von Anderen gehört, daß sie ähnliche innere Bilder haben.

Als ich in das Landerziehungsheim Birklehof im Schwarzwald eintrat, fand ich bald heraus, daß Musik eine wichtige Rolle im Schulleben spielte. Ein Mal in der Woche kam ein Cello Lehrer, Herr Edelstein, im Zug von Freiburg und gab einer Anzahl Schüler Cellostunden. Nach einiger Zeit verschwand Herr Edelstein, wahrscheinlich veranlaßt durch Hitlers zunehmenden Antisemitismus. Ich hoffte, daß er in einem weit entfernten Land gut angekommen war; ich habe nie wieder von ihm gehört. Ein Zimmergenosse während eines Trimesters, und ein Freund, Heiner Westphal, spielte schön und kunstvoll das Cello; ich erreichte nie die Höhe seiner Kunst. Vor Kurzem fand ich bei einem Telefongespräch mit ihm in Deutschland heraus, daß er immer noch spielt.

Zwischen den Stunden übten wir in lautabgeschirmten Räumen. Einige von uns spielten Trios und Quartette zusammen, und wir waren alle Mitglieder des Schulorchesters. Ich genoß es ebenso wenig im Orchester zu spielen, als ich nicht liebte Orchestermusik zu hören. Ich glaube, daß mein Ohr mehr auf melodische Linien eingestellt ist, und weniger auf große Harmonien. Kammermusik war immer eine große Quelle der Freude für mich; und ich höre ebenso gerne zu wie ich spiele. Es war besonders nett Mitglied einer kleinen Gruppe von Spielern zu sein, und die paar Instrumente zusammen klangen besser als meines alleine. Jetzt, beinahe 60 Jahre später, genieße ich noch jedes Kammermusikconcert.

Während die Schule uns zum Spielen ermutigte, übte sie nie Druck aus; und selbst während der Ferien in Berlin genoß ich es zu spielen. Ich traf mich mit Wolfgang Klingler, einem guten Clavierspieler und entfernten angeheirateten Vetter, im Haus seiner Eltern, und mit ihm als Pianisten und seiner Schwester als Geigerin spielten wir unter Anderem viele Haydntrios. Als wir jetzt die gleichen Trios mit einem Freund von Durham zu spielen begannen, erinnerte ich mich deutlich an damals. Einer meiner ältesten Freunde, Sigi von Buch, spielte damals Geige mit mir, - und vor Kurzem wieder, - und meine Cousine Martha Kempner, jetzt Camfield, spielte eine Weile mit uns.

Jetzt hatte ich ein anderes Instrument als das, mit dem ich angefangen hatte. Nachdem ich dem 3/4 Cello entwachsen war, bekam ich ein wunderschönes Französisches Cello geborgt, das mein Großvater ursprünglich für seinen Sohn Robert von Mendelssohn gekauft hatte. Ob Robert je gespielt hat, weiß ich nicht; ich habe ihn nie gehört. Man machte mir klar, daß das edle Instrument geborgt war, und ich es so lange wie ich es brauchte spielen könnte. Das Cello hatte einen großen Ton, und es war wohl für Concerte vorgesehen.

Es war nicht einfach das Instrument gut zu spielen. Aber wenn der richtige Spieler es in der Hand hatte, füllte es einen großen Raum mit einem klaren, reinen Ton. Das Französische Cello wird jetzt von einer Nichte gespielt, die ein Berufscellistin ist und eine Schülerin von Janos Starker, dem Virtuosen, der für seinen starken Ton bekannt ist.

Der Kasten, der das Instrument beschützt und in dem man es herumträgt, ist immer wichtig. Dies Cello hatte einen leichten Kasten aus gebogenem Sperrholz, der mit Schildern von Hotels und Schiffen aus der ganzen Welt geschmückt war. Ich hatte mich an Instrument und den Kasten gewöhnt und hatte sie gerne.

Nach dem Krieg in den späten vierziger Jahren hatte meine viel jüngere Cousine Enole von Haimberger, Momi genannt, angefangen Cello zu spielen. Sie war besonders darauf aus, dies spezielle Instrument zu spielen, und, ihrem Wunsch folgend, liess ich es bei ihr.- Ich hatte bei ihr im Alter von etwa 18 Jahren den Beginn multipler Sklerose beobachtet, und das trug dazu bei, daß ich zum Trost das Cello bei ihr in Tübingen ließ. Als ich 1956 endgültig nach Amerika zog, gab es keine Hoffnung mehr, daß sie je wieder Cello spielen könnte. So bat sie mich zögernd das Cello mitzunehmen; wir einigten uns, daß sie das Cello zurück haben könnte, wenn sie es wollte.

In Manlius, wo wir zuerst nach unserem Kommen nach Amerika 1956 lebten, erfuhr ich eines Tages, daß ein junger Cellist und Lehrer, Frederic Miller, in ein Haus uns gegenüber eingezogen war. Eines Tages ging ich hinüber, stellte mich Fred vor und fragte ihn, ob er mir Stunden geben würde. Dies war der Anfang einer jahrelangen Freundschaft und für mich neuer Freude am Cello Spielen. Inge und ich spielten regelmäßig Trio und Quartett, entweder mit Charlie und Trudy Reed, die beide Blockflöten spielten, oder mit Marcel Wellner, der ein guter Altblockflöten Spieler war. Die verschiedenen Abende und Sonntag Nachmittage, hauptsächlich mit Spielen barocker Kammermusik, waren sehr vergnüglich. Wir gewöhnten uns jeder so an das Spielen der Anderen, daß ich glaubte voraussagen zu können, wie jeder bestimmte Stellen spielen würde.

Als der einzige Spieler, der den Mund zum Sprechen frei hatte, hatte ich die Gewohnheit am Anfang zu zählen und auch wenn jemand seine Stelle verloren hatte. Obwohl meine Technik relativ primitiv war, konnte ich meinen Teil in Kombinationen gut ausführen. Es machte mir viel Spaß, Musik zu machen. Ich genoß auch mit Komponisten durch das Spielen ihrer Noten bekannt zu werden. Inge und ich gewöhnten uns daran zu zweit zu spielen, meist Sonaten von Beethoven, Mendelssohn und Anderen,- was wir immer noch tuen.

Plötzlich bekam ich einen Brief von meiner sterbenden Cousine in Deutschland: sie hatte entschieden, daß sie einer Nichte das Cello geben wollte, da diese studierte, um eine Berufscellistin zu werden. Ich schrieb einen langen Brief zurück, indem ich ausführte, daß ich in all den Jahren mich an das Cello gewöhnt hatte und es gerne spielte; ich würde mich nur schwer an ein neues Instrument gewöhnen. Ich würde es gerne behalten und der Nichte ein neues Instrument kaufen, das sie aussuchen könnte. Darauf kam eine kurze, klare Antwort: "Sende das Cello sofort zurück nach Deutschland!" Ich sagte dem Cello schweren Herzens "Auf Wiedersehen". Es wurde mit Luftpost für etwa 1,000.- Dollar geschickt, und ich hörte nie wieder davon.

Viele Jahre später traf ich das Instrument wieder, als 1987 mein Vetter Robi Bohnke seinen 60. Geburtstag in Tübingen feierte. Die Nichte, die nun eine Berufscellistin geworden war, spielte für Robi, und ich erkannte den Ton sofort. Ich war aufgeregt, es wieder zu treffen. Die junge Dame war gelangweilt, als ich ihr sagte wie bewegend es für mich war das vertraute Cello wieder zu hören. Aber sie genoß es offensichtlich es zu spielen, und sie füllte den großen Saal mit dem lauten, großen Ton; sie hatte von ihrem Lehrer Janos Starker gelernt, starke Töne zu produzieren. Es schien mir, daß das Cello gut genutzt wurde.

Für mich erhob sich nun die Frage, wie ich ein neues Cello bekommen könnte, um weiter zu spielen. Ein Freund, Wolfgang Fuchs, ein Mathematik Professor in Ithaca, N.Y., bot mir sein schönes Instrument als Leihgabe an; er hatte es von seinem Vater geerbt und benutzte es nicht. Er glaubte, daß es ein altes Deutsches Instrument aus Mittenwald war, einer Stadt die durch ihre Streichinstrument Bauer bekannt war. Innen war ein Etikett mit Namen und Datum des Bauers; er glaubte, daß es recht wertvoll sei. Es war leicht zu spielen, und der Ton war sanft und schön. Besonders anziehend war auch ein großartiger Lederkasten, der zwar schwer, aber ein guter Schutz auf Reisen war. Nachdem ich es eine Weile gespielt und mich daran gewöhnt hatte, boten die Fuchs' an es mir zu verkaufen.

Inge und ich dachten, daß es ein guter Plan war, das Cello zu kaufen, aber wir wollten sicher sein, daß die Fuchs' den vollen Wert bekamen. Ohne jemandem etwas zu sagen reiste ich mit dem Cello nach New York. Dort zeigte ich es einem wohlbekanntem Cellohändler und Bauer, Herrn Francais. Er sah sich das Instrument kurz an und sagte: "Dies ist die Copie eines alten Deutschen Cellos. Es hat keinen besonderen Geldwert, selbst wenn es gut zu spielen ist, denn der Preis richtet sich nach Alter und Namen. Der Lederkasten wäre wertvoller als das Instrument, wenn man beide verkaufte."

Es schien mir, daß ich den Fuchsens nicht berichten sollte, daß das Cello so wenig wert war;- vielmehr sagte ich ihnen, daß ich leicht ein Anderes bekommen würde. Instrumente, die Francais in New York zum Verkauf hatte, und die einen guten Ton hatten und sich leicht spielen ließen, kosteten 7,000.-Dollar und mehr; dies war zu viel für mich. Ich wollte aber doch gerne ein eigenes Cello haben, das ich jahrelang spielen und genießen konnte. Als ich das mit dem Vorsteher des Musikinstituts der Syracuse Universität besprach (er selber spielte Geige), rieth er mir gute moderne Celli anzusehen. Sie seien viel billiger, und so weit er wüßte gäbe es einige sehr gute. Nachdem ich Francais in New York angerufen hatte, reiste ich wieder dorthin, um eine Auswahl neuer Instrumente zu inspizieren, die er für mich zusammengebracht hatte.

Zuerst spielte ich zwei wunderbare alte Celli, die ich enorm genoß. Es überraschte mich wieder, wie stark ich die Qualität der Instrumente gleich empfand. Ich bin überzeugt, daß ich nicht besonders musikalisch bin; aber jahrelanges Spielen hatte mich feinfühlig für Unterschiede zwischen Instrumenten gemacht. Dann probierte ich ein neues, Portugiesisches Cello, das vor einem Jahr von Antonio Capella gebaut und von niemandem bisher besessen oder gespielt worden war. Dies schien mir sofort richtig! Es hatte keinen großen Ton; das war aber egal, da ich nicht in Concerten zu spielen beabsichtigte. Der Ton war warm und klar und erschien mir wunderbar. Die tiefen Noten klangen nicht, aber mein Cello Lehrer in Syracuse, Frederick Miller, belehrte mich, daß das bei neuen Instrumenten häufig vorkomme; der Bereich würde sich bei Gebrauch ausweiten. Jetzt, wo ich das Cello über 30 Jahre lang gespielt habe, klingt es überall gut, und ich habe es sehr gerne.

Inzwischen hatte man gelernt Fiberglas in alle möglichen Formen zu biegen. Ein Fiberglas-Kasten ist nicht nur fest, sondern er ist auch sehr leicht. In New York konnte ich für das neue Cello gleich einen solchen Kasten kaufen, was den Transport sehr erleichterte.

Der Professor in Syracuse, der mir ein neues Cello empfohlen hatte, hatte mir auch gerathen einen sehr guten Bogen dazu zu kaufen. Solch ein Bogen würde das Spielen erleichtern, und er würde beim Hervorbringen eines schönen Tones halfen. Ein Herr Vidoudez in Genf war als Verkäufer besonders guter Bogen bekannt, und ich benutzte den Sommer in der Schweiz (siehe "Reisen"), ihn mehrmals zu besuchen. Er war ein alter Bekannter der Familie meiner Mutter. Ich hatte ihm vorher geschrieben, und ich benutzte den langen Aufenthalt in Chernex um seine Bogen anzusehen.

Inge und ich fuhren nach Genf und gingen wie verabredet zu Vidoudez. Sein Laden war elegant, und wir sahen und handhabten viele gute Bogen, einige mit eleganten Ornamenten oder mit Perlmutter-eingelegten Blumen. Er erzählte uns, daß Pablo Casals, mein Idol, gerade dagewesen war, um sein Cello reparieren zu lassen. Dadurch wurde der Besuch magischer.

Einer der Bogen war mir am liebsten von dem Moment an als ich ihn in der Hand hielt. Ich konnte nicht sagen warum, aber ich fand ihn gut zum Halten, und er produzierte einen klaren Ton. Herr Vidoudez lächelte, als ich ihm zeigte was ich ausgewählt hatte. Er erzählte mir, daß es ein relativ alter Bogen war, von einem berühmten Französischen Bogenmacher namens Voirin gebaut; er zeigte mir die Dokumentation. Es war der wertvollste von allen Bogen in seinem Laden. Ich glaubte ihm das. Wir einigten uns über den Preis, und er übergab mir den Bogen in einem festen Kasten zusammen mit den Papieren.

Ich trug den Bogen glücklich nach Hause, zuerst nach Chernex und später in die Vereinigten Staaten. Ausser der kurzen Zeit, wenn neue Haare aufgezo-gen werden mußten, habe ich seitdem immer mit diesem Bogen gespielt. Ich zeigte ihn Berufscellisten, und sie bestätigten mein gutes Urteil. Seitdem habe ich die Kombination des modernen, relativ bescheidenen Cellos mit dem eleganten und wertvollen Bogen immer wieder genossen.

Ich habe herausgefunden, daß das Cellospielen Gewinne bringt, die über das Musikmachen hinausgehen. Ich benutze es, um mit einem Komponisten besser bekannt zu werden, dadurch, daß ich seine Noten spiele. Inge und ich haben z.B. die Beethoven Cello Sonaten erforscht, sowie die Cello Konzerte von Felix Mendelssohn. Oft zwingt meine Ungeübtheit mich langsamer als vorgeschrieben zu spielen, aber ich finde, daß ich trotzdem Einsicht in den Geist des Komponisten gewonnen habe, wenn ich seine Stücke geübt habe. Konzert Abende werden spannender, wenn ich den Komponisten "kenne".

Da ist auch die Freude des Zusammenspielens in der Kammermusik, wobei man Menschen auf ungewöhnliche Art ohne Unterhaltung trifft. Ich betrachte mich immer noch als einen vorwiegend visuellen Menschen, aber ich habe lange Stunden mit Spielen und Musikhören glücklich verbracht. Ich finde das Musizieren eine gute Beschäftigung während ich älter werde; und diese scheinbar unnütze Beschäftigung erhellt mein Leben im Alter.

Ein paar denkwürdige Reisen.

Nur einige von den vielen Reisen, die ich, wie jeder Andere, während meines Lebens unternahm, sind wert beschrieben zu werden. Die meisten waren vor vielen Jahren; sie sind mir noch lebhaft in Erinnerung, entweder durch besondere Umstände oder weil es sich um besondere Gegenden handelt. Viele Reisen wurden unternommen, um an einem wissenschaftliches Treffen teilzunehmen, oder um an einem Forschungsprojekt zu arbeiten. Jedes Mal gab es Gelegenheit, sich umzuschauen, Land und Leute zu beobachten und Geschichte und Kunst der Gegend zu erforschen.

Im Ganzen unternahm ich zwei Reisen nach Süd Amerika, wo ich Gelegenheit hatte verschiedene Länder zu besuchen. Eine Reise, die ich in Gesellschaft meines Freundes Charlie Reed unternahm, ließ besonders nette Erinnerungen zurück, da wir zusammen waren und Beobachtungen und Ideen austauschen konnten, und wir konnten uns gegenseitig unsere Beobachtungen mitteilen. Diese besondere Reise begann mit einer Einladung, die ich vom Institut Butantan erhielt: sie planten ein Treffen im Institut in einem Vorort von Sao Paulo in Brasilien; man lud mich ein, einen Vortrag bei einem Symposium über tierische Gifte zu halten. Ich sollte die Literatur über giftige Spinnen zusammenfassen, während andere Wissenschaftler über Schlangen, Kröten, Insekten und Seetiere sprechen sollten. Zwar waren Spinnen und nicht Gifte der Gegenstand, über den ich Bescheid wußte; aber ich schien der Einzige zu sein, der das Gewünschte zusammenfassen konnte.

Das Institut Butantan hatte sich seit Jahren auf die Produktion von Gegengiften spezialisiert, hauptsächlich zur Behandlung von Schlangenbissen. Sie hielten viele Giftschlangen in Spezialkäfigen; von den Tiere wurde regelmäßig ihr Gift "gemolken", und das Gift wurde in Tiere wie Pferde und Kühe injiziert, wo Antikörper gebildet wurden. Das Serum wurde dann durch die ganze Welt zur Behandlung von Schlangenbissen geschickt.

Der Verkauf von Serum war so erfolgreich, daß man sich nach anderen Tieren umsah, die giftige Bisse verabfolgten, die man behandeln mußte. Spinnen, zusammen mit Insekten, Kröten und Seetieren, waren Anwärter auf die neuen Seren. Man hatte mich eingeladen, um die neueste Literatur durchzusehen; die Einladung basierte auf meinen Erfahrungen mit Spinnen und Medikamenten. Die Einladung kam zusammen mit einem Scheck für ein Honorarium für Reise und Aufenthalt.

Charlie Reed und ich flogen nach Rio de Janeiro, wo wir zwei Tage blieben. Man hatte mir immer gesagt, daß dies eine der schönsten Städte der Welt sei. Wir spazierten den eleganten Copa Cabana Strand auf weißem Sand vor modernen Mietshäusern entlang; die Trottoirs waren mit Steinmosaiken eingelegt. Vom Hotelfenster konnten wir Kostproben der Brasilianischen Nationalleidenschaft, Fußball, beobachten.

Wir schwammen an den ausgedehnten, weißen Stränden, die überall in der Stadt liegen. Auffallend für Besucher von Nord Amerika,- wo Gleichberechtigung der Neger gerade erst begonnen hatte,- war die Art wie die Brasilianer die Unterschiede zwischen Schwarzen und Weißen vergassen. Alle saßen am Strand zusammen, und ich nehme an, daß wenn man jemanden gefragt hätte ob sein Genosse schwarz oder weiß sei, hätte er erst nachsehen müssen. Man erzählte mir, daß dies über 100 Jahre zurückging, als eine brasilianisch-portugiesische Königin entschieden hatte, daß Hautfarbe unbedeutend sei.- Wir blieben nur kurz in Rio, da ein anderer Plan uns bald nach Sao Paulo brachte.

Das Symposium in Sao Paulo war nur eine der Attraktionen des Ortes. Ich verbrachte nur wenig Zeit im Institut, und sah dabei allerhand Interessantes. Die Leute beim Treffen waren ungewöhnlich, da sie oft wenig bekannte Tiere erforschten oder seltene Arten wie Kröten, giftige Fische oder Insekten beobachteten. Ich finde Wissenschaftler immer besonders erfrischend, wenn sie seltene Gegenstände erforschen. Es war auch belehrend, sich im Institut umzusehen. Ich traf einen früheren Deutschen, der mit Spinnen arbeitete und schon lange in Brasilien lebte; wir hatten viele gemeinsame Interessen. Mit einigermaßen schlechtem Gewissen ließ ich mehrere Symposiumstage aus, sodaß Charlie und ich zur Küste fahren konnten.

Wir mieteten ein Auto für den Tag und fuhren hinunter von der Hochebene zum Meer. Wir kamen an Santos, der Hafenstadt, vorbei, von wo aus viel Kaffee verschifft wird. Am Weg sahen wir Bananenplantagen, und ich machte mich mit Bananenzucht bekannt. Ich fand heraus, daß die großen, baumartigen Pflanzen nach der Ernte bis unten zurückgeschnitten wurden. In etwa einem Jahr wachsen neue Bäume aus der Wurzel.- Wir erreichten einen weiten, sandigen Strand und verbrachten dort den größten Teil des Tages schwimmend, sonnenbadend, essend. Als wir den Abend nach Sao Paulo zurückkehrten gerieten wir in die Stoßzeit, und wir brauchten Stunden die Garage zu erreichen, zu der wir das Auto zurückbringen mußten.

Durch monatelange Korrespondenz hatte ich eine Einladung auf eine Kaffeeplantage nahe Rolandia erhalten, weit im Inneren gelegen. Rolandia ist eine kleine Stadt nahe Londrina, westlich von Sao Paulo. Diese Deutsche Siedlung hat eine interessante Geschichte: In den frühen dreissiger Jahren, nachdem Hitler in Deutschland zur Macht gekommen war, wollten viele demokratische und jüdische Deutsche ihre Heimat verlassen und emigrieren. Es waren aber Schranken errichtet worden, die die Überweisung Deutschen Geldes ins Ausland verhinderten. Eine unternehmende schottische Grundstücksgesellschaft hatte weite Ländereien in Zentralbrasilien aufgekauft, und sie boten fliehenden Deutschen eine Art Austausch an.

Deutsche Emigranten konnten für einen relativ hohen Preis in Deutschem Geld Brasilianisches Land erwerben. Einer der prominenteren Emigranten, der das Geschäft tätigte, war ein früherer demokratischer Minister, Herr Koch-Weser. Es gab auch eine Anzahl jüdische Frankfurter Familien, Freunde von Inges Verwandten, die ihr Geld in Brasilianischem Land anlegten. Wir waren im Besonderen von zwei Familien namens Meier und Kaphahn eingeladen. Herr Meier war ein Rechtsanwalt gewesen, sie eine Gärtnerin, und sie hatten sich mit den Kaphahns zusammengetan, die in Pommern in Norddeutschland Großgrundbesitzer und Landwirte gewesen waren. Man hatte eine Partnerschaft gebildet, in der Wissen und Erfahrung beider Paare bei der Gründung einer Kaffeeplantage und Kaffeeverarbeitungsfabrik genutzt wurden.

Zum allgemeinen Erstaunen hatten sie und einige Andere großen Erfolg,- nachdem der Beginn schwierig gewesen war,- und sie waren jetzt wohlhabende Plantagenbesitzer, die nahe Rolandia lebten. Wir waren zum Besuch der Plantagen eingeladen.

Als wir im Flugzeug von Sao Paulo kommend in Londrina eintrafen, holte uns Frau Meier in einem Auto mit Chauffeur ab. Wir fuhren durch die kleine Stadt, sahen die Rolandstatue auf dem Marktplatz, eine Copie von der in Bremen, und andere Sehenswürdigkeiten, wie die Deutsche Schule und das Theater. Wir erfuhren, daß es viele Deutschsprechende Unternehmen gab, wie eine Bibliothek und ein Kino. Viele Jahre nach dem anfänglichen Erfolg,- zu der Zeit wo wir kamen,- hatte sich ein Problem mit der jüngeren Generation bemerkbar gemacht: sie waren mitten in Brasilien geboren und aufgewachsen, und sie genierten sich wenn man ihnen vorschrieb, wie Deutsche zu sprechen und sich zu benehmen. Wir erfuhren davon und trafen einige der jungen Leute,- aber das störte unseren Genuß an der warmen Gastfreundschaft und der interessanten Unterhaltung unserer Gastgeber nicht.

Das Haus der Meiers, wo wir nach einer höckrigen Fahrt von etwa 2 Stunden ankamen, war ein schönes, einstöckiges Gebäude, das von weiten Terrassen und Balkons umgeben war. Es stand mitten in reicher tropischer Pflanzenwelt. Ich war von dem säuberlichen Gemüse- und Obstgarten beeindruckt, den Frau Meier, die Berufsgärtnerin, angelegt hatte.

Ich erinnere mich wie wir unter einem ungeheuren Avocadobaum sassen; man sagte uns, daß einige "Birnen" das ganze Jahr lang reiften.- In einem Citrushain waren verschiedene Arten von Zitronen, Grapefruit und Apfelsinen gepflanzt, sodaß man den gewünschten Geschmack bei der Ernte täglich nach Wunsch bestimmen konnte. Das Tor des Gemüsegartens war von einer Maréchal Niel Rose überrankt, eine Pflanze, die ich bis dahin nur in Gewächshäusern gesehen hatte. Frau Meier freute sich, als ich dies als "den schönsten Garten der Welt" bezeichnete.

Eines Tages wurden besondere Vorbereitungen für den Tee getroffen. Wir erfuhren, daß Frau Koch-Weser, die Witwe des Gründers, ihren Besuch angekündigt hatte, - wahrscheinlich um die Fremden aus dem Ausland zu inspizieren. Sie saß von Kindern und Enkeln umgeben auf der Verandah, und sie erschien uns wie eine gütige Königin, die eine fremde Delegation in ihrem Reich empfängt. Wir hatten Gelegenheit in ihrer Familie einige der Spannungen zwischen den Generationen zu beobachten.

Am nächsten Morgen nahm uns der Nachbar und Partner von Herrn Meier, der ein erfahrener Landwirt aus Pommern war, auf eine Inspektionstour durch die Plantage. Wir sausten mit dem Jeep mit großer Geschwindigkeit Hügel hinauf und hinunter; die enge Strasse war von Kaffeebüschen eingefaßt, die höher als das Auto waren. Die Büsche ähnelten Kameliensäulen in North Carolina. Wir sahen die Bohnen auf den Pflanzen reifen und konnten Verarbeitung und Waschen der Früchte beobachten und das Trocknen in der Sonne, - wobei Bohnen mit Harken umgedreht wurden, - und das Sammeln präparierter Bohnen in großen Säcken. Die unternehmenden Partner rösteten den Kaffee nicht nur, sondern sie hatten auch eine Nescaffee Fabrik errichtet. Dadurch konnten sie das Extrageld einkassieren, das sie durch Direktverkauf des Endprodukts direkt an Märkte verdienten.

Der ganze Betrieb erschien uns tüchtig und produktiv. Vielleicht gab es Spannungen durch Mißverhältnisse zwischen den Besitzern und den Arbeitern: die ersteren lebten in großen Häusern verhältnismäßig luxuriös, während die Letzteren mit Familie in einzimmrigen Hütten wohnten. Für uns bedeutete das nur eine interessante Beobachtung, - und ein moralisches Urteil meinerseits fände ich anmassend.

Das letzte Frühstück auf der Terrasse vor dem Haus von Meiers ist mir unvergeßlich. Unsere frühstückende Gruppe war von Kolibris in allen Farben umflogen, die zum Trunk aus kleinen aufgehängten Gläsern mit Zuckerwasser gekommen waren; diese hingen vom Dach. Wir aßen frische Passionsfrüchte, Apfelsinen, Avocados und Deutsches Brot und Butter und tranken den eigenen Kaffee. Frau Meier gab mir eine Passionsfrucht als Geschenk, die ich Inge mitnehmen sollte: Inge konnte sie essen und die Samen in North Carolina verstreuen. Dadurch konnte Inge auch die köstliche Frucht genießen. Aber ich erinnere mich mit Ärger, wie die Frucht am Zoll in New York entdeckt wurde; sie wurde weggenommen, und ich wurde ernstlich ermahnt.

Auf der Rückfahrt zum Flughafen in Londrina wurden wir von einem Professor Moritz Manasse begleitet, einem Bruder von Frau Kaphahn und Professor der Philosophie in Durham. Es war interessant mit ihm zu reden, und es wurde der Anfang einer dauernden Freundschaft mit der Manasse Familie, die bis jetzt - etwa 30 Jahre lang - gehalten hat.

Der Rückflug nach Nord Amerika war ohne Besonderheiten, und die Gemeinschaft der ausgewanderten Deutschen im Brasilianischen Urwald wurde zur freundlichen Erinnerung. Ich kam nie wieder da hin, und Vieles hat sich wohl seitdem verändert; die Meisten, die wir getroffen hatten, sind jetzt tot.- Nur wenige Jahre früher hatte ich Gelegenheit einen sehr anderen Besuch in Süd Amerika zu machen,- besonders auch in Brasilien,- und diese Reise wird im Folgenden beschrieben.

Um das Jahr 1960 wurde ein internationaler Kongress angekündigt: Das Treffen sollte in Buenos Aires in Argentinien stattfinden. Das vorläufige Programm sah sehr interessant aus und zog mich an, obwohl ich solche großen Treffen nicht gerne hatte. Wenn ich mitmache würde ich Gelegenheit haben meine Arbeiten einer großen Zuhörerschaft von Wissenschaftlern vorzutragen. Ich schrieb der National Science Foundation, ob sie meine Reise unterstützen könnten, und sie antworteten prompt zustimmend.

Danach hatte ich noch besonderes Glück: Eine Fluglinie versprach einen um 200.-\$ verminderten Fahrpreis, wenn der Reisende 5 verschiedene Länder in Süd Amerika besuchen würde; dies sollte den Tourismus auf diesem Kontinent fördern. Auf Anfrage teile mir die Stiftung mit, daß sie mich zum vollen Preis unterstützen würden, sodaß ich extra 200 \$ ausgeben konnte.

Ich begann sofort mit Reisevorbereitungen. Besonders las ich über die Geschichte der zu besuchenden Länder nach, speziell über die Eroberung Perus und über seine Schätze. Die Inka und Vorinka Zivilisationen und die Spanische Architektur nach der Eroberung schienen sehr interessant zu sein. Ich sicherte mir die Hilfe einer Cousine von Inge, die mit einer großen Familie, Mann, Kindern und Enkel, in Lima lebte. Ich erhielt eine freundliche Einladung. Als ich von New York abfuhr war mein Billet für Stops in Brasilien, Uruguay, Argentinien, Peru und Equador gültig.

Der Flug nach Süden über große Teile Süd Amerikas war eindrucksvoll. Man sah die weiten Urwälder und einen Bergrücken nahe der Ostküste, der an Adirondacks und Blue Ridge erinnerte, die ich gut kannte. Es gab viele Stellen, wo es verlockend war zu halten, aber ich zog vor länger in wenigen Orten zu bleiben.

Zuerst stieg ich in Rio de Janeiro aus. Bei meiner Ankunft im Hotel sagte man mir, daß Dr. Castro mich erwartete. Er war ein Wissenschaftler, der interessante Versuche mit Ratten gemacht hatte; und Geldverwalter in Washington hatten mich gebeten seine Laboratorien anzusehen und darüber zu berichten. War sein Vorgehen Vertrauen erweckend? Ich hatte versprochen ihn aufzusuchen und zu berichten. Bald trafen wir uns in der Hotelhalle.

Dr. Castro hatte geplant, mir die Stadt zu zeigen, und sein Auto stand vor dem Hotel bereit. Es war eine besonders interessante Tour, und ich konnte mühelos herrliche Sehenswürdigkeiten in Rio besichtigen. Wir fuhren hinauf zu der riesigen Christus Statue, die die Stadt mit den Buchten, Hügeln und Stränden vom Berg aus übersieht. Man bemerkte den Gegensatz zwischen den Luxuswohnungen am Condado Strand, den Gärten der Vorstädte und den Villen, und den Barackenstädten, die auf steilen Hängen liegen und abzugleiten und zu zerfallen drohen; Müll lag rings um die Baracken.

Während der Tour wiederholte ich den Wunsch das Laboratorium zu sehen, - aber ich sah nur vom Berg aus einen weißen Punkt in der Ferne, den er als seinen Arbeitsplatz bezeichnete. Ich gab die Hoffnung nicht auf, bis wir ins Hotel zurückkehrten und Dr. Castro bekanntgab, daß er schleunigst nach Hause zurückkehren mußte, da seine Frau krank war. -Ich fand niemals heraus, ob er einen vorgefaßten Plan dabei verfolgte, sein Laboratorium nicht zu zeigen, oder ob er mich nicht verstand.

Den Rest der kurzen Zeit in Rio verbrachte ich mit Spaziergängen durch die Stadt. Es gab viele schöne Gegenden; und einige Ecken sahen ganz wie in einer Europäischen Stadt aus. Es schien ein viel zu kurzer Aufenthalt, als ich zum Flugplatz zur Weiterfahrt nach Uruguay zurückmußte.

Nach einer langen Fahrt mit vielen Verzögerungen landete ich mit 9 Stunden Verspätung in Montevideo. Das Ehepaar, das mich dort abholte, hatte die ganze Zeit lang gewartet, und ich war gerührt von ihrer Freundlichkeit. Was würde ich unternommen haben, wenn sie weggefahren wären?

Die Namen der zwei Bekannten in Uruguay waren Hans-Georg und Beatrice Tzschirner-von Ernest. Sie, die immer Bici genannt wurde, war die Schwester meines alten Schulfreundes Joachim Adelsheim-von Ernest und die Tochter unserer geliebten Tante Leni von Ernest. Während meiner Schuljahre im Schwarzwald war Bici etwa 20 Jahre alt, und sie war im BDM, der Hitler Organisation für junge Mädchen. Nach dem 2. Weltkrieg war es vorteilhaft für sie und ihren neuen Ehemann Deutschland zu verlassen; er war Deutscher Offizier gewesen. Vor dem Krieg war er Landwirt, und im Krieg hatte er ein Bein verloren. Sie waren beide Opportunisten gewesen, aber meines Wissen keine Nazis, und sie hatten nie Zeichen antisemitischer Gefühle gezeigt. Süd Amerika, und besonders Uruguay, war damals froh über Deutsche Einwanderer. Die Ernest Familie half ihnen beim Ankauf eines Hofes dort, und das Paar emigrierte um 1946 zu einem neuen Leben als Landwirte nach Süd Amerika. Sie sahen selten Besuche aus der Nördlichen Hemisphäre, und ich hatte eine sehr herzliche Einladung zum Wohnbesuch bei ihnen erhalten.

Wir begrüßten uns am Flughafen, und besichtigten sofort Montevideo, da der Hof 4 Stunden Autofahrt weg war. Wir sahen uns besonders die eleganten Strandhotels der Küste an.

Wir gingen in einen Laden, wo man Edelsteine verkaufte. Ich wollte besondere Halbedelsteine für Inge's Juwelierarbeit finden. Das Unternehmen, das hatte was ich suchte, war in einer belebten Strasse mitten in der Stadt im ersten Stock. Dort sollte es eine große Steinsammlung und einen ehrlichen Besitzer geben. Samtbedeckte Tablettts wurden auf den Tischen vorgelegt, auf jedem Tablett lagen viele, glitzernde Steine. Sie waren nach Wert und Größe geordnet. Ich interessierte mich speziell für Amethyste mit Cabuchon Schliff. Ich fand und kaufte mehrere gutaussehende Steine der richtigen Art.

Danach sagte der Verkäufer zu mir, ich sollte mir doch noch einige besondere Amethyste von großer Klarheit und Leuchtkraft ansehen. Es waren eindrucksvolle Steine, und ich entschied mich einen als besonderes Geschenk zu kaufen. Der Preis war hoch. Ich ließ ihn zusammen mit den bereits gekauften Steinen verpacken.- Um voranzugreifen: als ich einige Wochen später zu Hause ankam, konnte ich den besonderen Stein von den einfacheren nicht mehr unterscheiden. War ich auf eine Suggestion des Händlers hereingefallen? Oder war der Stein heimlich vertauscht worden? Ich fand das nie heraus. Sie sehen für mich jetzt alle wunderschön aus, wie sie in einem von Inge gemachten Armband gefaßt sind.

Die Fahrt zum Hof El Candil war lang und holprig. Ich litt bereits an Magenbeschwerden, wohl als Reaktion auf das ungewohnte Essen in Rio. Während der Fahrt wurde es recht schlimm. Ein herrliches Mahl war für meine Ankunft in El Candil vorbereitet; während der folgenden Tage war es von anderen Darbietungen des Hofes gefolgt: Würste, Brot, Gemüse, Käse und Obst. Man hatte ein besonderes Programm für kulinarische Überraschungen während meinem Aufenthalt geplant. Am 2. Tag mußte ich ankündigen, daß ich krank sei und nur noch trockenes Brot und ungesüßten Tee zu mir nehmen konnte; die Gastgeber waren so enttäuscht wie ich, als das geplante Programm jetzt wegfiel.

Alle anderen Teile des Besuches waren höchst vergnüglich. Der Hof war gut geführt, und ich bewunderte das Vieh, die Weiden und Felder, die Schweine und das Federvieh. Die Weiden waren von Zäunen entlang den Strassen umgeben, in einigem Abstand von der Strasse; dadurch konnte Vieh nicht entkommen, wenn es entlang den Strasse getrieben wurde. Man sagte mir, daß Land den Besitzern gesetzlich weggenommen werden konnte, wenn es nicht ordentlich eingezäunt war. Jeder mußte sein Eigentum umzäunen oder es verlieren- zum Wohle der Allgemeinheit.

Auf den Zaunpfählen waren Vogelnester aus einem zementartigen Material gebaut. Jedes Nest enthielt zwei Räume, die ich als Schlaf- und Wohnzimmer betrachtete.- Ich sah zum ersten von vielen Malen die grauen Gestalten der Amerikanischen Vogel Sträusse (rhea Americana), die mit dem Vieh liefen. Jahre später lernte ich sie näher kennen, als ich sie auf meinem Hof in Knightdale zog.

Die Lebensweise der Tzschirners war eine Mischung aus Europäischer Tradition und modernem Südamerikanischem Leben. Der Hof wurde teilweise wie eine Hacienda verwaltet, und dann auch auf Deutsche Art, wie bei der Behandlung der Produkte: Milch, Käse, Fleisch (Würste) und Brot. Sie legten ihr Geld in lokalen Bauten an und zeigten mir zum Beispiel ein nahes Mietshaus, das teilweise ihnen gehörte. Gesellschaftlich trafen sie sich mit vielen ehemaligen Deutschen und Oesterreichern, die der alten Welt entflohen waren. Ich wurde zu einem Diner mitgenommen, wo nur Deutsch gesprochen wurde und Leute sich als "Hoheit", "Hochwürden" oder "Durchlaucht" ansprachen, alte Titel, die am Ende des Ersten Weltkriegs über 50 Jahre früher in Oesterreich abgeschafft worden waren. Ich fühlte mich willkommen durch die Freundlichkeit, aber auch etwas fremd in einer Gruppe, die die Zeit vergessen hatte.

Nach etwa einer Woche in Uruguay brachte mich ein Flugzeug entlang dem Rio de la Plata nach Buenos Aires. Die Reise dauerte etwa eine Stunde. Nach der Ankunft umgab mich sogleich der Betrieb des internationalen Kongresses. Ich sprach mit alten Freunden und traf neue Bekannte, die in meinem und verwandten Gebieten arbeiteten. Ich erinnere mich an kleine Essen mit interessanten Leuten, wo mir als Nordamerikaner Beef serviert wurde, was immer ich auch in schlechten Spanisch bestellt hatte.

Eines Tages fand ich eine überraschende Ankündigung: den gleichen Abend sollte eine Vorlesung stattfinden, die nicht im offiziellen Programm aufgeführt war, in welcher ein Arzt aus Californien Spinnennetze und Drogen besprach. Es schien gute Gründe zu geben, daß die Vorlesung nicht auf dem offiziellen Programm war: es wurden Diapositive von Netzen gezeigt, durch die Fliegen unter Zurücklassung von Löchern geflogen waren. Der Sprecher bezeichnete das als Drogenwirkungen. Am Ende der Diskussion identifizierte ich mich und stellte einige Fragen. Dies schien den Sprecher momentan zu genieren, aber er erholte sich schnell. Nachher unterhielten wir uns des Längereren, und ich blieb mit ihm mehrere Jahre in Verbindung. Keine Veröffentlichungen mit weiteren Befunden erschienen. Es bestätigte frühere Erfahrungen, nämlich daß Befunde, die die chemische Grundlage von Geisteskrankheiten klären, so wichtig sind, daß Leute verführt wurden Resultate zu erfinden.

Der Aufenthalt in Buenos Aires wurde dadurch angenehmer, daß ich Frau Louise Hertz traf, eine Juweliererin, früher aus Berlin, und eine Tante von Inge. Während ihr Mann in Europa reiste, lud sie mich zu einem Diner zu zweit bei sich ein. Der Tisch war elegant mit großen Silberschüsseln und Dekorationen gedeckt, die sie aus dem Banksafe für den Besuch geholt hatte. Ihre Angst und Instinkt für die Bewahrung der Berliner Besitztümer zeigte sich ferner in der Pflanzung eines Kohlkopfes vor dem Haus, das Vorbeigehenden zeigen sollte, daß sie ärmer waren als die große Villa vermuten ließ.

Frau Hertz nahm mich in ein großartiges Konzert in einer Riesenhalle, wo die ankommenden Gäste wie Ameisen zwischen himmelhohen Säulen aussahen. Dies war in der Zeit des Diktators Peron, der wie Mussolini und Hitler enorme Größe gerne hatte. Ich fand, daß das Überqueren der großen Boulevards einem ganzen Spaziergang glich.- Die Tante beriet mich auch beim Kauf einer Jacke aus Antilopenleder für Inge; die weiche, gutgeschnittene Jacke wird 30 Jahre später noch getragen. Ich sprach mit mehreren Nordamerikanischen Kollegen, die sich bitter über ungeheizte Hotelzimmer im Südamerikanischen Winter beschwerten.

Sobald der Kongress vorbei war setzte ich meine 5-Länder Rundreise mit einem Flug von Buenos Aires im Osten nach Lima an der Westküste fort. Wir sahen stundenlang auf riesige Ebenen, bis kurz vor Erreichen der Westküste die Anden sich steil zu großer Höhe erhoben. Es gab nur einen schmalen Streifen Küstenland zwischen Gebirge und Meer; das Land wo die Inkas ihr langgestrecktes Reich hatten. Auf dem Flugzeug waren Wissenschaftler von Nord Amerika, die einen Fahrplan ähnlich dem meinen hatten, und wir einigten uns, daß wir später von Peru nach Ecuador zusammen fahren würden.

Als ich in Lima aus dem Flugzeug stieg, hörte ich durch Lautsprecher meinen Namen ausgerufen. 3 Generationen einer Familie, angeführt von Inges Cousine Marianne Roessinck, waren an den Flugplatz gefahren, um mich zu besichtigen. In ihrer offenen Art, die ich bald besser kennen lernte, verkündete Marianne, daß sie nur gekommen waren um mich zu inspizieren,- sonst nichts. Die Besichtigung muß günstig ausgefallen sein, denn sie nahmen mich in der großen Limousine mit Chauffeur zum Hotel und luden mich zum Diner am folgenden Tag ein.

Der Chauffeur der Limousine stellte sich als Marianne's 2. Mann heraus, dem ich später auch vorgestellt wurde. Ich fand ihn nett und bemitleidete ihn. Das Mitleid war wohl unbegründet, da er ganz an ihre Art gewöhnt war und bis zu seinem Tod vor Kurzem in Spanien bei ihr blieb. Er war ein internationaler Baumwollhändler, und, aus ihrer Lebensart zu schließen, sehr erfolgreich.

Jetzt fing für mich eine Zeit der Erforschung an. Ich hatte Zeit mit dem Lesen der Geschichte Perus verbracht. Es gab da nicht nur das Inkareich von etwa 1300 bis zur Spanischen Eroberung 1533, sondern auch frühere Zivilisationen, die entlang der Küste geblüht hatten.

Ich besuchte das Töpferei-Museum mehrere Male. Es gab dort tausende von Gefäßen, durch die Leben und Tätigkeiten der Leute der alten Zivilisationen dargestellt war, alles erstaunlich künstlerisch. Es gab die "schwarz-weiße" Töpferei der Chankay Periode, die sehr verschieden von den farbigen Nazca Töpfen war. Ich konnte das was ich sah mit dem was ich über die Vorinka Periode gelesen hatte verbinden. Wenn ich vom Hotel zum Museum fuhr, nahm ich die Kleinheit der Peruaner wahr. Als ich ein Mal durch eine Stoßstundenmenge ging, fühlte ich mich wie ein Riese im Zwergenland.

Der tägliche Lebenslauf in Peru,- und wohl in ganz Süd Amerika,- war sehr verschieden von dem, den ich gewöhnt war. Als ich zum Mitternachtsdiner bei Marianne Rössinck eingeladen war, ging ich um 6 Uhr Nachmittags zu einem Hamburgerstand am Hauptplatz, um meinen Hunger zu stillen. Die späten Diners, an denen ich teilnahm, waren unterhaltsam und interessant, mit lebhaften Gesprächen von Familie und Gästen auf Deutsch und Englisch. Marianne und ihre Schwester boten mir an, mich hinzunehmen wo ich wollte, und ich erwähnte mein Lesen über und Interesse an Vorinka Zivilisationen. Sie arrangierten sogleich eine Autotour entlang der Küstenstrasse nach Norden für den folgenden Tag.

Dieser Ausflug ist mir als ein Höhepunkt der Reise in Erinnerung. Ich fühlte mich wie eine Mischung zwischen Archäologe und Grabräuber, als wir bei dem Friedhof von Chankay ankamen,- nahe einer Vorinka Siedlung. An der Küste entlang ist es sehr trocken, denn der Regen entlädt sich entweder in den Bergen oder über dem Meer. Dort regnet es nur ein Mal in hunderten von Jahren. Die Strasse muß zwei Mal am Tag mit Riesenmaschinen sandfrei geschaufelt werden. Bei der Trockenheit verfault nichts, und Stoffe und Töpfe halten sich hunderte von Jahren.

Die erfahrenen Führer nahmen uns in ein nahes Dorf, wo wir 2 Arbeiter mit Geräten anheuerten. Es stellte sich heraus, daß sie gut Bescheid wußten. Für 85 Cent am Tag arbeiteten sie hart, um ein Grab zu finden und aufzugraben., Lange Eisenstangen wurden senkrecht in den Sand gestoßen; wo sie auf Widerstand stießen, konnte etwas begraben sein. Beim Aufgraben legten wir die hockende Gestalt eines Mannes frei, um den in bestimmter Entfernung große und kleine Töpfe placiert waren. Ich fühlte mich ungemütlich beim Herausnehmen der Töpfe; aber ich entschied mich zwei besonders interessante kleine Töpfe mitzunehmen und den Rest im Sand zu lassen. Die Töpfe sind jetzt im Kunstmuseum in Raleigh.

Nahe der Stelle, an der wir gruben, hörten wir Rufe und Lärm; es war ein Amerikanisches Ehepaar, die zu uns herüberkamen und sehnsüchtig unsere Funde ansahen. Sie hatten nichts entdeckt. Später fand ich heraus, daß sie mit den Gräbern um den Lohn gehandelt hatten, um das wenige Geld noch weiter zu kürzen. Dies taten sie wohl kaum aus Geiz, sondern weil die Tourbücher rieten, daß man nie den ersten Preis akzeptieren sollte. Ich nahm an, daß die Gräber beleidigt waren und infolgedessen vermieden, ein Grab zu entdecken. Aus Mitleid bot ich dem Paar einen wunderschönen Topf an, auf dem Frösche auf allen Seiten hinaufkrochen. Er war für mich zu groß für das Flugzeug.- Es lehrte mich für später, nicht einen ähnlichen Fehler zu machen.

Nachdem ich in das Hotel in Lima zurückgekehrt war, setzte ich mich mit den 2 Töpfen in die gefüllte Badewanne. Langsam und sorgfältig rieb ich mit der Zahnbürste den Sand von den Verzierungen: der eine Topf erschien jetzt als ein kleiner Flötenspieler, der andere zeigte zwei Köpfe, einer weiß, einer schwarz. Niemand hat bisher diese 2 Gesichter erklären können.

Ich entschied mich, die zwei Töpfe und einen dritten, den ich von Marianne geschenkt bekommen hatte, mit nach USA zu nehmen. Der dritte Topf hatte zwei Ausgüsse, von denen einer pfiff, wenn man Wasser aus dem anderen goß. Man sagte mir, daß es damals kein Gesetz gäbe, das den Export aus Peru verbot; aber es wäre weise, sie nicht offen zu zeigen. Ich erwarb auch durch Marianne mehrere Silber Geräte; es tat mir später leid, daß ich nicht mehr gekauft hatte.

Ich machte einen anderen Ausflug von Lima aus. Er ist sehr üblich, aber machte mir großen Eindruck. Bücher sind über Cuzco, die alte Inka Hauptstadt, und das nahe Macho Picchu geschrieben worden- aber wirklich da zu sein ist wunderbar. Ich gelangte mit einem kleinen Flugzeug dorthin. Die Stadt liegt in einem Tal; aber man muß hohe Berge überfliegen, um hinzukommen. Der Luftdruck über den Bergen ist so niedrig, daß man jedem Passagier in der Kabine rät durch einen Sauerstoffschlauch, der bereit liegt, zu atmen. Dadurch wird der Schock des niedrigen Drucks in großer Höhe vermieden.

Nach der Ankunft in Cuzco ist der Körper noch im Stress, besonders wenn man sich anstrengt. Man hatte mir geraten, eine 24 Stunden Akklimatisationsperiode einzuhalten, während der man sich nicht anstrengt. Ich saß am ersten Tag in Cuzco nur auf meinem Balkon vor dem Hotelzimmer und beobachtete die Leute, die auf der Strasse vorbeiging. Die Eingeborenen, die meist am Morgen und Abend ausgehen, eilen in kleinen, rennenden Schritten, die mit den weiten Schritten der Besucher kontrastieren.- Ich wagte mich auch zum großen Zentralplatz vor, wo ich dem Freilichtkonzert einer Feuerwehrkapelle zuhörte.

Es war gut etwas Zeit zu haben, in der man ein Gefühl für die fremde Stadt bekam. Ich konnte die einzigartige Mischung von Inka und Spanischer Bauweise und Stil beobachten, die in den Strassen zusammenblendeten.- Ein Physiologe von Rochester, N.Y., den ich bereits kannte, wollte keine wertvollen Stunden mit ruhen "verschwenden"; er schloß sich am ersten Tag einer Tour in die Umgebung an. Er wurde ein Beweis für die Richtigkeit der Warnungen: nach dem Ausflug bekam er so schwere Kopfschmerzen, daß er den Rest seines Aufenthalts in Cuzco im Bett bleiben mußte.

Nach der Ruhe des ersten Tages, reservierte ich einen Ausflug am nächsten Tag zum viel gepriesenen Macho Picchu. Wir fuhren mit Bus und Zug rauf und runter zum Urubamba Tal, wo man sich vorstellen konnte, daß das Wasser im Amazonas quer durch Brasilien bis zum Atlantischen Ozean fließt, wobei es sich nur wenige Meter senkt. Man sah Vieles vom Zug; aber als wir im Bus in steilen Haarnadelkurven bergauf fuhren, wurde es ungemütlich. Die jetzt tote Stadt ist erst 1911 von dem Nordamerikaner Hiram Bingham entdeckt worden; sie hatte lange nachdem die Spanier das Land erobert und die meisten Eingeborenen getötet hatten überlebt.

Die Stadt ist jetzt ein Labyrinth aus Grundmauern und Terrassen auf dem Gipfel eines steilen Berges. Ein Führer zeigte uns die Form der Steinmauern und früherer Gebäude und erklärte ihre verschiedenen Funktionen in der ursprünglichen Stadt. Ich wurde von den steilen Hängen schwindlig; deshalb war ich dankbar, als der Führer ruhig an meine Seite trat und mich vor dem Abgrund beschirmte. Der Besuch in Macho Picchu ist wirklich lohnend, und ich habe klare Erinnerungen an das großartige Bauwerk.

Nach meiner Rückkehr nach Cuzco hatte ich noch Zeit die Stadt zu erforschen. Man konnte in vielen Häusern die Inka Fundamente an den nahtlosen Steinmauern erkennen, die ohne Mörtel standen. Angeblich paßte nicht ein Mal eine Messerklinge in die Nähte. Oben drauf saßen oft verzierte Spanische Barockgebäude. Am alten Sonnentempel in der Mitte der Stadt erfuhr ich, daß ein Erdbeben den Spanischen Teil vernichtet hatte, während die Fundamente wie früher standen.

Eine nahtlose Mauer aus Riesensteinen bildete das Fundament der Festung Sacsayhuaman, die von außen die Stadt überschaute. Ich wanderte alleine hinauf, verbrachte einen ruhigen Morgen und beobachtete die Lamas, wie sie hintereinander von den Bergen stiegen, von einem Eingeborenen geführt. Sie trugen Säcke mit Waren auf dem Rücken, und der Kopf jedes Tieres war an den Schwanz des vorausgehenden gebunden. Diese Beobachtung bildete vielleicht einen Grund, daß ich später Lamas auf dem Hof in Knightdale mit Begeisterung züchtete.

Von Cuzco flog ich zurück nach Lima und nach kurzem Aufenthalt weiter nach Quito in Ecuador. Der Physiologe aus Philadelphia und seine Gruppe, die ich früher getroffen hatte, begrüßten mich begeistert am Flughafen. Er war neugierig die zwei von mir ausgegrabenen Töpfe zu sehen. Ich wollte sie nicht offen zeigen solange die Zöllner herumstanden, da ich nicht ganz sicher wegen der Legalität des Transportes war; ich trug sie in zwei Innentaschen meines weiten Regenmantels. Wir lachten, da ich wie eine schwangere Frau aussah. Aber ich wurde nichts gefragt, und sie kamen am Ende gut zu Hause an.- Ich freundete mich mit den Quaker-Wissenschaftlern aus Pennsylvanien an, und durch sie erhielt ich im nächsten Jahr eine Einladung die "Nathan Lewis Hatfield Vorlesung" über Tranquilizer zu halten.

Quito erwies sich als Großstadt. Ich hatte es ausgesucht, da ich gerne am Aequator sein wollte. Man sagte mir, daß minimaler Jahreszeitenwechsel sei; ich sah mitten im "Winter" eine Rose blühen; und man erzählte mir, daß Rosen zu allen Jahreszeiten in Blüte waren. Ich wäre gerne von dem Bergrücken Quitos in den tropischen Urwald an der Küste hinabgefahren und hätte die Galapagosinseln besucht. Um zu sparen blieb ich nur wenige Tage in der Stadt.

Es gab viele große Kirchen und Klöster, die im verzierten Spanischen Barockstil gebaut waren. Besonders auffallend waren in den Kirchen die vielen Spiegel aller Größen, die als Verzierung dienen. Ich hatte alle möglichen psychologischen Erklärungen dafür. Aber als ich einen indianischen Führer nach den Gründen fragte, sagte er: "Indianer lieben Spiegel". Das schien mir eine gute und einleuchtende Erklärung.

Als wir, der Physiologe, seine Gruppe und ich, eine große Kirche besuchten, hatten wir ein interessantes Erlebnis. Ein Mönch erschien aus einer Seitentür und versuchte uns in das anliegende Kloster zu ziehen. Wir zögerten, besonders da die Damen nicht mitkommen durften, aber wurden schließlich überredet, ihm zu folgen. Beim Herumschauen fanden wir nichts Besonderes; und nur als wir gewaltsam hinausstrebten, zog er uns in angeblich besonders interessante Räume. Dies waren die Schatzkammern des Klosters. Kleine Zimmer waren von unten bis oben mit Allem gefüllt, was wertvoll war: alte Samte, Seiden, Möbel,- Schmuck- und Edelsteine in Gold und Silber gesetzt, Gemälde und Statuen. Diese waren dem Kloster Jahrhunderte lang von Gläubigen vermacht worden und waren jetzt wohl von hohem Geldwert. Man konnte nicht an dem Stolz zweifeln, mit dem der Mönch uns die Schätze zeigte und dabei nichts von unseren protestantischen Zweifeln merkte.

Für mich war es ein fremdartiger Gegensatz den Mann Gottes in scheinbar unschuldiger Freude und die Anhäufung zu sehen, die von weltlicher Habsucht zeugte.

Von Quito aus flog ich nach Hause. Bei einem Halt in Mittelamerika mußten wir warten, da wir einen Sturm vermeiden wollten. Dies wäre jetzt wahrscheinlich nicht mehr nötig, da Flugzeuge höher fliegen.- Die ganze Reise mit den ungewohnten Landschaften, fremdartigen Menschen und interessanten Treffen prägte sich tief in meine Erinnerung ein, und sie hat mein Wissen über die Welt sehr vermehrt.

Ich denke an eine andere, längere Reise in den frühen 60er Jahren zurück, die mir noch lebhaft gegenwärtig ist. Diese Reise unternahm ich zusammen mit der ganzen Familie,- meiner Frau Inge und zwei Töchtern, Elise und Mary,- und mit den Reeds aus Philadelphia. Wie bei all meinen Reisen, war davor eine lange Zeit der Planung und Überlegung. Der Zweck der Reise war eine Studie der Wirkung von Tranquilizern und anderen psychoaktiven Substanzen in Menschen zu unternehmen. Die Drogenwirkungen sollten protokolliert und gemessen werden, mit Methoden die meine Freunde und Kollegen Charles Reed in Philadelphia und Hans Heimann in Lausanne und ich entwickelt hatten.

Wir wollten die Wirkung einiger Drogen auf gesunde Menschen aufzeichnen und messen, wobei wir die Substanzwirkungen vergleichen und unsere Methoden ausprobieren wollten. Hans Heimann arbeitete damals an der Psychiatrischen Klinik (Hopital de Céry) und lehrte an der Universität Lausanne. Das Spital hatte großzügig Räume zur Verfügung gestellt; und Studenten hatten sich gemeldet, für eine geringe Belohnung als Versuchsobjekte zu dienen. Es standen uns auch einige sehr tüchtige Hilfen zur Verfügung.

Zuerst mußte ich einen dreimonatigen Urlaub mit voller Bezahlung von der Universität von New York erhalten. Ich ging direkt zum Präsidenten der Universität und erklärte unsere Absicht. Er gab großzügig den Urlaub. Dann schrieb ich an Schweizerische Pharmakologen aus der Industrie, die ich aus meiner Berner Zeit kannte. Sie versprachen teilweise finanzielle Unterstützung. Die Unterstützung wurde bestätigt, als ich am Beginn der Periode Basel besuchte. Die Firmen interessierten sich dafür, Zahlen über die Wirksamkeit ihrer Medikamente zu bekommen, und ich war an den gleichen Drogen und dem Ausprobieren meiner Methoden interessiert.

Das Schwierigste war das Finden von Unterkunft für 7 Personen für einen Sommer zu einem vernünftigen Preis. In und um Lausanne und entlang dem Genfer See liegt eine bekannte Feriengegend, wo einige der reichsten Leute ihre Sommer verbringen. Inge hatte dem lokalen Unterkunfts-bureau geschrieben; aber was frei war, war entweder zu klein oder viel zu teuer. Ich erinnere mich an das Angebot eines Schlosses mit Pferdeställen am See, das für unsere kleine Gruppe viel zu prunkvoll gewesen wäre.

Schließlich hatte ich mich für ein kleines, modernes Haus entschlossen, das direkt am Ufer stand. Es lag Lausanne gegenüber, und ein Motorboot gehörte dazu. Ich sah voraus, daß Charlie Reed und ich jeden Morgen mit dem Boot den See überquerten und im Hafen von Ouchy landeten, unterhalb von Lausanne. Von Ouchy konnte man mit der Drahtseilbahn zum Bahnhof Lausanne hinauffahren und von dort mit Bus oder Auto zum Spital, das ausserhalb der Stadt liegt; es war eine lange, tägliche Fahrt,- aber es schien das Günstigste.

Etwa einen Monat vor unserer Abfahrt besuchten wir meine Cousine Franziska Morris und Familie in Ithaca, N.Y. Bei ihnen war ein Besucher namens Zumthor, ein Schweizer mit Holländischen Verwandten. Als ich ihm von unseren Schwierigkeiten erzählte, erwähnte er, daß Holländische Freunde ein Chalet oberhalb des Genfer Sees besäßen, nahe Lausanne, und es war vielleicht noch frei; er wollte sie anfragen. Ich nahm das Angebot nicht ernst, bis etwas eine Woche später ein Telegramm von Holland eintraf, durch das man uns das Haus zur Miete anbot. Ich akzeptierte sofort.

Als wir endlich aus den USA abfahren, wußten wir nur, daß wir ein Chalet namens George Maurice in Chernex über Montreux zur Verfügung haben würden, ein Haus mit 3-4 Schlafzimmern und einer Haushälterin-Köchin zu erschwinglichem Preis. Madame Ruchet, die Haushälterin, war für Alles verantwortlich, und wir sollten ihr genau die Ankunftszeit bekannt geben.-

Danach tauchte Herr Zumthor nur noch ein Mal auf, gerade ehe ich am Ende des Sommers von Chernex abfuhr. Nachdem alle Anderen weg waren, lebte ich alleine im Chalet, brachte das Haus in Ordnung und transportierte geborgte Apparate zu den Universitäten nach Genf und Lausanne zurück. Es kam ein Telephonanruf, der den Besuch von Herrn Zumthor ankündigte.- Dies schien so überraschend und geheimnisvoll, daß wir geneigt waren, Zumthor als einen Engel vom Himmel anzusehen, der nur zur Haussuche herabkam und dann wieder nach oben verschwand.

Im Mai, als in Syracuse die Ferien anfangen, flogen Inge und ich mit der kleinen Elise und Mary in die Schweiz. Ich blieb kurz in Basel, um pharmazeutische Geldgeber aufzusuchen. Wir nahmen den Zug nach Montreux. Dort mußten wir nach meinen Informationen einen kleinen Bergzug direkt nach Chernex besteigen; mit dem Zug würden wir später vertraut werden, und wir lernten ihn lieben. Das Züglein stieg in steilen Kurven vom Seeufer durch herrliche Landschaft in etwa einer halben Stunde bis Chernex hinauf.

Am Dorfbahnhof wurden wir von Madame Ruchet begrüßt, die einen älteren Herren mit einer Schubkarre mitgebracht hatte; er sollte unser Gepäck zum Haus transportieren. Nur etwa 200 Meter von der Station betraten wir den Garten unseres Sommerhauses: wir gingen an einem Erdbeerbeet entlang und sahen einen beladenen Kirschbaum neben dem Haus.

Gleich waren wir überrascht und überwältigt von dem großartigen Blick auf den See und dahinter die Berge der Haute Savoy. Im Laufe des Sommers hatten wir Gelegenheit die immer wechselnden Farben der Landschaft zu beobachten.

Das Haus war ein typisches 1900 Chalet, außen mit dunkel gefärbtem Holz bedeckt. Es gab mehrere Balkons. Der "Salon" im Parterre war im 1900 Stil eingerichtet, und viele Bücher standen auf eingebauten Regalen an der Wand. Unter Anderem gab es eine vollständige Ausgabe von Charles Dickens' Werken, und ich las den Sommer viel darin. Es gab ein Eßzimmer und davor eine Terrasse, über die man eine Marquise spannen konnte. Oben waren Schlaf- und Badezimmer, und von jedem Schlafräum konnte man auf einen Balkon gelangen.

Es gab viele schöne Blumenbeete im Garten, die den Rasen umrahmten. Gebüsche und einige große, alte Bäume umgaben das Haus in der Landschaft. Von beinahe überall hatte man den herrlichen Blick auf den Genfer See mit Segelbooten und weißen Ausflugsdampfern. Jenseits des Sees schweifte der Blick auf Berge, manchmal klar, manchmal dunstig. Es war eine Stelle, wo man glücklich leben konnte.

Als wir ankamen, ließ Madame Ruchet uns wissen, daß sie bereits ein Diner mit Huhn vorbereitet hatte, da sie uns nach der Reise hungrig glaubte. Es gab frische Gartenfrüchte. Bald hatten Inge und Trudy den Bäcker entdeckt und frische Brötchen für den Morgen bestellt. Jeder war auf eine bestimmte Brötchensorte spezialisiert, hart oder weich, salzig oder süß, und entsprechende Aufträge für Morgenlieferung wurden placiert. Wir hatten solche Lieferung frischer Brötchen am Morgen in USA vermißt.

Kurz nach unserer Ankunft besuchten uns einige Freunde und Verwandte. Wir fanden Zimmer zur Miete in der Nähe, wo Besucher wohnen konnten. An Wochenenden kamen alte Freunde aus Bern und Fribourg. Der Sohn meiner Schwester Motte, Gordon, kam angereist und blieb bis zum letzten Tag unseres Aufenthalts. Mein jüngerer Bruder, zu der Zeit Vater Gregorius genannt, kam von seinem Kloster Beuron im Donauthal; er hatte ein gemütliches Zimmer in der Nähe. Motte's zweite Tochter, Nina, mit Mann Helmar, startete ihre Europa Reise in Chernex. Trudy Reed's Eltern und Onkel und Tante mieteten Zimmer in einem nahen Haus.- Ich kann mich nicht mehr an alle Besucher erinnern. Im Ganzen war ein vergnügtes Kommen und Gehen in unserem Haus während des Sommers. Inge und ich freuten uns, alte Freunde wieder zu sehen, und Elise und Mary müssen gefühlt haben, daß sie einige Wurzeln in Europa, besonders der Schweiz, hatten.

Jeden Morgen fuhren Charlie Reed und ich zur Arbeit im Hopital de Cery in Lausanne, und wir konnten auf zwei Weisen hinkommen: Wir fuhren mit dem Volkswagen der Reeds die enge, gewundene Strasse von Chernex hinunter nach Montreux und von dort am See entlang nach Lausanne; von Lausanne aus fuhr man durch die Stadt hinaus zur Psychiatrischen Klinik,- zusammen ein 20 bis 30 Minuten Weg. Der Strasse entlang hatte man Gelegenheit die herrliche Landschaft zu betrachten.

Wenn wir kein Auto hatten, nahmen wir das Züglein von Chernex hinunter nach Montreux, wo man in den Schnellzug nach Lausanne umstieg. Am Bahnhof in Lausanne gab es einen Bus oder Taxi oder manchmal ein Privatauto hinaus zur Klinik. Ich erinnere mich an einen recht wilden Assistenten von Hans Heimann, der aus Ungarn stammte, der mit seinem deux-chevaux Citroen durch die Stadt raste; an jeder Ecke, die er in vollem Tempo nahm, hatte man Angst mit dem Auto umzukippen; aber nichts passierte.

Im Spital stellte man uns eine Anzahl große, gut ausgerüstete, lichte Räume zur Verfügung, in denen jeden Morgen eine andere Gruppe Studenten zum Testen eintraf; meist bekamen sie Versuchsdrogen. Die jungen Freiwilligen, die während des Semesters in der Vorlesung angeworben waren, waren eine Gruppe von besonders netten, freundlichen, intelligenten Studenten. Auffallend,- und charakteristisch für Lausanne,- war ihre Herkunft aus der ganzen Welt. Ich erinnere mich an ein schönes, statueskes Mädchen aus Schweden, verschiedene Araber aus Nord Afrika und Europäische Studenten. Sie intreressierten sich für das was wir taten und waren höchst kooperativ.

Jeder von uns, Hans Heimann, Charlie Reed und ich, hatten objektive, quantitative Masse körperlicher Funktionen entwickelt, die psychologische Veränderungen zeigen sollten. Indem wir die Messungen während des Tages wiederholten, vor und nach Drogengabe, versuchten wir objektive Zeichen von Funktionen zu finden, wie sie durch den Tag und unter Medikamenten sich veränderten. Alle Methoden hatten bereits gezeigt, daß sie feine psychologische Veränderungen maßen.

Hans Heimann arbeitete mit einer Filmkamera, die so aufgestellt war, daß man das Gesicht der Person ohne Verzerrung sah. Später maß man den Abstand bestimmter Punkte im Gesicht voneinander auf dem projizierten Film. Es gibt Festpunkte, wie den inneren Augenwinkel, der z.B. im Abstand von den Mundwinkeln variiert. Die Abstände und ein Vergleich zwischen rechts und links im Gesicht schienen interessant.

Zur gleichen Zeit wurde eine Batterie von Tests wie Mustererkennen, Durchstreichtest von Meili, Wortfluß, Armhandkoordination etc. aufgezeichnet.

Charlie Reed schrieb Augenbewegungen auf, indem er mit einer Photozelle vom Auge reflektiertes Licht als Augenbewegung verzeichnete. Er hatte damit erfolgreich gestörte Kinder ausgewertet.

Ich hatte seit einiger Zeit einen Zeichentest entwickelt, der mit dem Computer Programm für Spinnen Netzanalysen ausgewertet werden konnte. Eine Modell Figur, die aus geraden Linien, die aus einem Mittelpunkt ausstrahlten und einer darüber gelegten gleichmäßigen Spirale bestand, wurde dem Geprüften gezeigt und sollte so genau wie möglich kopiert werden. Die Augen-Hand Koordination (als Regularität, Größe und Feinstruktur der Zeichnung ausgedrückt), wurde dadurch gemessen und war für jede Person charakteristisch; sie zeigte Veränderungen bei Müdigkeit und unter Stress. Ich hatte bereits viele Studenten in Syracuse damit ausgewertet, und die Personen in Lausanne konnten mit diesen verglichen werden.

Nach zwei Testbatterien am Morgen gaben wir ein Medikament (Antidepressivum oder Tranquilizer) oder Plazebo, und die Tests wurden den ganzen Tag lang wiederholt. Wir beobachteten auch die Person, sprachen mit ihm oder ihr und fragten jeden was er fühlte. Alles wurde aufgeschrieben.

Vorraussehend ist zu berichten, daß die Auswertung aller Daten und Protokolle aus den wenigen Wochen beinahe 2 Jahre dauerte. Wohl am überraschendsten war, daß die Tageszeit die größte Rolle spielte; die Leistung war bei der zweiten Sitzung immer der ersten und den späteren überlegen. Unter Medikamenten variierten die Zahlen weit, aber das Niveau veränderte sich relativ wenig. Selbst eine sehr gestörte Person zeigte überraschende Leistungen und gute Augen-Hand Koordination. Wir fanden nichts, was ein Medikament gegenüber Plazebo charakterisieren würde. Das war keine sensationelle Entdeckung, aber von großem wissenschaftlichem Interesse.

Wie geplant benutzten wir die Gelegenheit mit den Kindern und Freunden die Schweiz und ihre Sprachen zu erforschen. Elise und Mary zusammen mit Bruce Reed gingen meist morgens quer über die Strasse zu Mademoiselle Christ zur Französischen Stunde. Sie spielten auch mit Kindern, die andere Sprachen oder Englisch mit anderer Aussprache benutzten. Wir machten einen Wochenendausflug nach Zermatt, wo mein alter Mathematiklehrer aus dem Birklehof Ferien machte. Von dort nahmen wir eine Bergbahn auf das Gornergrat und gingen zu Fuß hinunter. Der lange Weg hinunter machte einen schwach in den Knien, - aber es war eine Gelegenheit die leuchtenden Farben der Bergblumen zu sehen.

Ein schöner Ausflug brachte uns zum Sommerhaus der Heimanns am Neuenburger See. Im Schilf am Seeufer hatten sie ein Haus auf Pfählen gebaut, von dem man weit über den See sehen konnte. Wenn man nicht gestört werden wollte, konnte man die Leiter hochziehen und Besuche verhindern. Wir segelten und ruderten auf der weiten Seefläche.

Während des Sommers erhielt ich Einladungen für Vorlesungen an den nahen Universitäten von Genf und Lausanne. Ich freute mich über die Gelegenheit, Fakultät und Studenten und einige sehr berühmte ältere Wissenschaftler, die um den See lebten, zu treffen. Ich sprach auf Englisch, das beinahe Alle zu verstehen schienen. Die Diskussionen hingegen waren auf Französisch, und ich wünschte, wie oft zuvor, daß mein Französisch besser wäre. Als Kinder in Berlin hatten wir Französisch als erste Fremdsprache gelernt, als eine Kinderfrau es ausschließlich mit uns sprach; in meiner Erinnerung sprachen wir damals fließend. Aber in den folgenden Jahren, mit Deutsch und Englisch jeden Tag, waren die Französischen Worte beinahe ausgelöscht. Ich glaube, daß ich schnell wieder hineinkäme, wenn ich Gelegenheit hätte, nichts als Französisch zu hören,- wie es mir auffiel, als wir später in Paris waren.

Der Sommer ging rasend vorbei. Inge und die Mädchen fuhren ab nach England, und Reeds und ich brachten sie zum Flughafen in Genf. Kurz danach fuhren Reeds nach Norden, um Deutsche Verwandte zu besuchen, und ich blieb alleine im Chalet in Chernex. Das Haus mußte in der gleichen guten Ordnung, die wir vorgefunden hatten, verlassen werden; die Protokolle mußten geordnet und zur Auswertung in Lausanne fertig gemacht werden; und verschiedene Apparate, die wir von Schweizerischen Laboratorien geborgt hatten, mußten zurückgebracht werden.

Zu dieser Zeit geschah das Wunder: Zumthor tauchte wieder auf. Seit Ithaka hatten wir nichts von ihm gehört, und wir hatten keine Gelegenheit gehabt, ihm für das Finden des Chalets zu danken.- Wir aßen jetzt ein nettes Mittagbrot zusammen im Haus, während dem er nichts von sich erzählte. Er fuhr ab,- und ich sah ihn zum letzten Mal in über 30 Jahren. Ich bin überzeugt, daß er aufmerksam im Himmel sitzt, auf Gelegenheit wartend herunterzukommen und uns oder jemand anders in Not zu helfen. Es ist gut zu wissen, daß es noch Wunder gibt.

Die Erzählung von dem Arbeitsurlaub in der Schweiz erinnert mich an eine andere Gruppe von Reisen, die mit einem exotischen Forschungsprojekt zusammenhingen. Dies war auch erfreulich, und ich sah tropische Gegenden und wurde mit Affen vertraut, was ohne dies nicht geschehen wäre.

Damals waren wir 1966 nach Raleigh umgezogen, und ich hatte meine Bekanntschaft mit einem früheren Studenten aus der Harvard Medical School erneuert. Louis Harris war inzwischen auf der Fakultät des Pharmakologischen Instituts der Universität von Chapel Hill gewesen und war nun an der Universität von Virginia in Richmond; sein Laboratorium war etwa 2 Autostunden von Raleigh entfernt. Er arbeitete speziell an der Wirkung von Haschisch (Marihuana, Cannabinolen).

Einer meiner Mitarbeiter im Forschungsinstitut in Raleigh war der Zoologe Dr. John Vandenberg, der in der Behandlung von Affen erfahren war. Ehe er zu uns gekommen war, hatte er mit einer Gruppe von Affen gearbeitet, die auf einer kleinen Insel nahe der Südküste von Puerto Rico ausgesetzt waren. Man hatte über alle Mitglieder der Gruppe jahrelang Informationen gesammelt; ein Stipendium der Regierung unterstützte die Erhaltung der Rhesus-Kolonie. Kein Plan existierte für die Benutzung der Kolonie in der nahen Zukunft, und das Projekt war nun auf der Suche nach einer Aufgabe. Man konnte das Verhalten der Affen unter experimentellen Bedingungen, wie Drogensucht, beobachten, und ihre Ähnlichkeit mit Menschen würde einige Schlüsse auf menschliches Verhalten unter solchen Bedingungen erlauben.

Wir alle, besonders Lou Harris, waren an den Veränderungen menschlichen Gruppenverhaltens unter Suchtbedingungen interessiert. Lou hatte die wirksame Komponente des Haschisch isoliert, hielt etwas davon im Laboratorium vorrätig; die Substanz stand jetzt zu unserer Verfügung um Tieren eingespritzt zu werden. Wir drei setzten uns zusammen und arbeiteten an einem Antrag für ein Stipendium von der Bundesregierung, das bei dem Studium von Veränderungen im Sozialverhalten der Affen bei Haschisch Sucht helfen sollte. Unser Antrag wurde angenommen, und wir erhielten einige 100 000 Dollar, die die Untersuchung Jahre unterstützen sollte. Das Geld sollte von der North Carolina Foundation for Mental Health Research, deren Direktor ich war, verwaltet werden. Dadurch kam es dazu, daß ich, als einer der Hauptforscher, mich verpflichtete mehrere Male im Jahr nach Puerto Rico zu fahren um das Projekt zu übersehen.

Für mich hatte das Ganze etwas märchenhaftes, denn ich wollte immer schon einige Zeit in den Tropen verbringen. Ich hatte auch gerade begonnen mit Hilfe einiger Doktoranden das kooperative Verhalten von sozialen Spinnen zu erforschen. Wir waren im Begriff Distanzmaße zwischen Tieren zu entwickeln, deren Analyse als Anzeichen von Sozialverhalten dienten. Unsere Spinnen der Art *Mallos gregalis* waren mit einzellebenden Spinnen verwandt, die kannibalistisch lebten. Bei ihnen hatte das Zusammenleben zu kooperativem Verhalten geführt, - z.B. beim Beutefang und Betreuen der Jungen, - das von gleich aussehenden Individuen ausgeführt wurde. Damit war das Spinnenverhalten verschieden von dem starr organisierten anatomisch verschiedener Ameisen und Bienen. Diese Forschung hatte mein allgemeines Interesse für Gemeinschaftsverhalten und Methoden das zu messen geführt.

Alle Wissenschaftler, die am Projekt teilnahmen, trafen sich regelmäßig an der Grenze zwischen Virginien und Nord Carolinien um Details zu besprechen. Ich erinnere mich an zahlreiche lebhaftes Mittagessen in einem kleinen Restaurant, wo wir jeder unsere Ideen bekanntgaben und Vorgehen besprachen. Es war ein spannendes Unternehmen.

Ungefähr alle 6 Monate mußte ich die Affenkolonie aufsuchen. Zuerst kam der Flug nach San Juan, Puerto Rico, meist mit kurzem Aufenthalt in der Stadt. Ich nahm die Gelegenheit wahr, einen alten Freund von der Universität Bern zu besuchen, der ursprünglich von Spanien kam, und der jetzt ein neurologisches Forschungslaboratorium in der alten Festung von San Juan leitete. Sein Name war Jose del Castillo Nikolau. Die säuberlichen elektrophysiologischen Laboratorien in dem alten Gebäude mit Blick auf das Meer waren herrliche Arbeitsplätze, und viel Arbeit schien stattzufinden. Am Abend aßen wir Abendbrot in Jose's Wohnung mit Blick auf den alten Hafen, oder in einem netten Restaurant. Ich erforschte auch die Stadt.

Interessant waren Ausflüge nach El Yunque, einem kleinen tropischen Regenwald auf einem nahen Bergrücken. Ich grub einige Wurzeln von Baumfarnen aus für mein Gewächshaus in Knightdale. Es gab dort auch tropische Spinnen.

Von San Juan mußte man fliegen oder quer durch die ganze Insel bis zur Süd/Westküste fahren, - bis zum Ort Mayaguez. Das Forschungszentrum konnte von dort nur mit dem Auto erreicht werden. - Der ganze Weg über das Zentralgebirge und durch winzige Dörfer und Bauernhöfe war besonders romantisch. Die meisten Strassen waren recht wackelig. - Gegenüber der kleinen Affeninsel stand ein Hotel, wo man Zimmer und gutes Essen bekam. Nicht nur die Besucher, sondern alles Forschungspersonal lebte dort, wenn sie wochenlang verfügbar sein mußten, um mehrmals am Tag zur Insel überzusetzen.

Ein besonderes Problem boten die Forschungsassistenten am Ort; und mehrere Mal während der Forschungsjahre mußten sie ausgewechselt werden. Das hatte ich nicht vorausgesehen. Die Hauptschwierigkeiten waren die Abgeschiedenheit des Ortes und das Umgang mit süchtig machenden Drogen. Nur ein Forscher, der sich in eine Assistentin verliebte (die er später heiratete), blieb mehr als ein Jahr dort. Die Medikamente wurden durch ein Buchhaltungssystem sorgfältig überwacht; - aber schließlich waren die Assistenten am Ort für die Buchführung verantwortlich.

Ein angeworbener Helfer, ein Baron Steven Bentinck, erwies sich als eine Katastrophe. Ich hatte ihn vorher mehrmals als den Sohn der Baronin Gaby Bentinck geborene Thyssen getroffen, - einer der reichsten Frauen der Welt. Inge und ich waren Gäste in ihren Häusern in Paris und Ascona und sie war besonders gastfreundlich gewesen. Es stellte sich heraus, daß sie besondere Absichten dabei hatte, nämlich jemand zu finden, der ihren schwierigen Sohn an Forschung interessieren konnte.

Auf der kleinen Insel waren 2 weite Umzäunungen; jede enthielt 25 Affen. Für alle Tiere gab es lange Protokolle ihres Verhaltens, ihrer Verwandtschaft und Beziehungen. Einzelne Affen wurden trainiert ein Mal am Tag in einen kleinen Käfig zu steigen, wo sie eingespritzt wurden. Die Droge war entweder Marihuana, Morphin, Amphetamin oder Plazebo. Eine Kamera war an einer Seite hoch über dem Käfig befestigt, und Aufnahmen wurden kurz hintereinander gemacht. Beobachtungen wurden in einem Protokollbuch verzeichnet.

Man konnte einzelne Affen auf den Bildern erkennen. Nach Korrektur für Kamerawinkel wurden die Entfernungen zwischen Tieren gemessen. Die Affen waren nach Rank nummeriert; 3-4 Tiere bildeten meist eine Untergruppe. Protokolle, Photographien und alle anderen Beobachtungen wurden nach Raleigh geschickt, wo die Auswertung anfang.

Es gab nun eine Überfülle von Daten: da waren so viele Direktoren für die Studie, daß niemand sich verantwortlich fühlte. Auch würde jede Auswertung lange Zeit in Anspruch nehmen. Die Gelder gingen zu Ende, und alle Teilnehmer hatten begonnen an anderen Projekten zu arbeiten.- Wenn ich über eine lange Laufbahn in der Forschung zurückschaue, sehe ich jetzt, daß es eine voraussagbarer Ausgang grosser Forschungsprojekte ist und daß man so etwas von Anfang an einrechnen sollte, wenn man plant.

So viel ich weiß erschien niemals eine umfassende Veröffentlichung der Resultate durch einen der Beteiligten. Einzelne Arbeiten berichteten Teilbefunde, und die Teilnehmer hielten Vorträge. Wohl am Wichtigsten war der Befund, daß Masse wie Entfernungen zwischen Tieren und deren Verteilung charakteristisch für eine Art sind, wie für unsere Affen, oder Spinnen oder Schaben usw. Die Affen zeigten Gruppierungen in Unterabteilungen von 3-4, die eng zusammenhielten. Dies konnte objektiv durch Abstand nächster Nachbarn gezeigt werden. Solche Verteilung war signifikant verschieden von z.B. zufällig verstreuten Objekten.

Die Beobachtungen zeigten, daß dominante Tiere oft ihren Rank abwärts änderten. Ein paar der sich abnormal verhaltenden Tiere (unsere "Drogensüchtigen") veränderten die objektiv gemessenen Abstände und Verteilung ganzer Gruppen, das heißt sie beeinflussten Gruppenverhalten. Die Größe der Abweichung war interessanter Weise nicht von der Zahl der abnormalen Individuen abhängig. Während Entziehung kamen alle Tiere näher aneinander; wieder hatten einzelne abwegige Tiere Einfluß auf das Verhalten der ganzen Gruppe. Sollten solche Befunde in Menschen auch beobachtet werden, wäre das interessant, und man könnte daraus für die Behandlung Süchtiger lernen.- Keiner von uns war bereit, nach all den Jahren daran weiter zu arbeiten; und ich hörte zu der Zeit ganz mit der Forschungslaufbahn auf.

Meine Erinnerungen an dieses Projekt bestehen hauptsächlich aus interessanten Reisen mit vielen Freuden; so snorkelte ich z.B. nahe der Insel und beobachtete bunte Unterwasserseetiere; da waren die Besuche des verzauberten Urwaldes, die Erforschung des exotischen Landes und die Entdeckung neuer tropischer Spinnenarten. Ich bewunderte die Baumfarne in El Yunque und nahm einige Wurzeln mit nach Hause. Sie überlebten mehrere Jahre im Gewächshaus. Wenn ich sie später sah, wurde ich an den Zauber von Puerto Rico erinnert und an das "grandiose" Affenprojekt.

-1-
Hausbesitzer.

Ein Haus beeinflusst die Lebensform der Einwohner. Es ist mir immer besonders wichtig gewesen, das Haus, in dem ich wohnte, zu besitzen, es auszusuchen und umzubauen. Selbst wenn man es nur teilweise besitzt und monatliche Zahlungen an eine Hypothekengesellschaft gemacht werden müssen, fühlt man sich anders darin, als wenn man es mietet. Die wunderschönen Häuser, in denen ich heranwuchs, - das Haus meiner Mutter in Grunewald, Koenigsallee 18; der Hof meiner Mutter, Sankt Georgenhof auf der Schwäbischen Alb; der Hof meines Vaters Neue Mühle in Biesenthal bei Berlin; bestanden aus geräumigen und schönen Gebäuden zum bewohnen. Als wir schließlich in unser erstes eigenes Haus in Bern Bümpliz einzogen, - als ich 33 war, - war dies kleiner als das Haus des Obergärtners meiner Großeltern. Dies verminderte nicht meine Liebe dafür. Ich beobachtete auch in meinen zwei Töchtern einen starken Wunsch, ein eigenes Haus zu besitzen. - Es folgt die Geschichte der vier Häuser, die Inge und ich nacheinander besaßen, und die einen wichtigen Teil meiner Erinnerungen ausmachen: Bümpliz, Manlius, Knightdale und Raleigh.

Nach unserer Heirath 1949 mieteten Inge und ich eine Zweizimmer-Wohnung in Bern Bethlehem. Wir hatten sie gesehen, als sie noch im Bau als Teil eines Häuschens war, und wir hatten sie von Anfang an gerne, unterschrieben einen Mietsvertrag und zogen kurz nach unserer Hochzeit ein.

Die Eigentümer, Messerlis, lebten in der oberen Etage, und wir hatten einen Teil des Parterre, neben dem Bureau einer benachbarten Sägemühle. Die Wohnung wurde gemäß den Wünschen der ersten Einwohner, wir, fertiggestellt. Sie war klein, aber gut ausgedacht: zum Beispiel konnte unser Wohnbesuch im Wohnzimmer und/oder der Eingangshalle schlafen, ohne mit unserem täglichen Leben in Konflikt zu kommen. Ein kleiner Garten war uns vorne versprochen worden; und ich freute mich aufs Pflanzen.

Herr Messerli baute das Haus als einen Altenteil, d.h. für seinen Ruhestand; es sollte vermietet werden bis die Eigentümer sich zur Ruhe setzten. Neben diesem neuen, kleinen Haus stand ein schönes altes, das einige Jahrhunderte früher im Berner Stil gebaut war, mit einem hölzernen Bogen in einem spitzen Giebel. Darin lebten Herrn Messerlis unverheirathete, ältere Schwestern. In den beinahe zwei Jahren, die wir dort glücklich lebten, war unser Verhältnis mit den Besitzern sehr herzlich. Jeden Monat, wenn wir Miete zahlten, bekamen wir einen Kasten Schokolade. Wir nannten das die "Mietsschokolade" und begrüßten sie jeweils begeistert.

Wir waren enttäuscht, daß der Garten nie zu Stande kam, aber fingen erst an, uns nach einem größeren Wohnraum umzusehen, als meine Mutter 1950 anbot mit der Anzahlung auf ein Haus zu helfen, das wir mit ihr bewohnen würden. Damals hatten wir von der Universität nur ein geringes Einkommen.

Wir hatten kein Capital und steuerten kleine Monatszahlungen auf eine Hypothek bei. Später mehr über die Finanzierung.

Wir fanden ein geeignetes und recht billiges Haus nahe Betlehem, in der Berner Vorstadt Bümpliz. Es war in einer Siedlung, die zwei unternehmende junge Männer, ein Architekt und ein Rechtsanwalt, angefangen hatten zu bauen, nahe einem offenen Feld am Rand der Stadt. Drei verbundene Häuser wurden jeweils zusammen fertiggestellt: ein kleineres in der Mitte und zwei größere an den Enden. Wir interessierten uns für ein Eckhaus. Am Ende hatte es einen für Schweizer Verhältnisse großen Garten, der drei Seiten des Hauses umgab. Im Geiste sah ich bereits Bäume und Blumenbeete und Gartenwege, die sich vom Haus zum Feld erstreckten, obwohl damals nur ein flaches Stück lehmiges Land da war.

Dem ursprünglichen Bauherrn war das Geld ausgegangen, und er wollte uns das Haus verkaufen. Wie die Wohnung, war es noch nicht fertig. Das Fundament war gegossen; die oberen Etagen waren noch im Entwurf. Wir konnten Veränderungen hinzufügen: Garage, Verandah, Kohlen- oder Ölheizung usw. Inge und ich wollten gleich ein paar Veränderungen im ursprünglichen Plan. Durch Auslassen einer Mauer im Parterre gewannen wir ein großes Wohnzimmer. Mauer und überdachte Terrasse zwischen Haus und Garage umschlossen ein Eßzimmer. Glastüren gegen den Garten schlossen es ab. Ein zweites Bad kam in den Keller und eine extra Waschschiüssel in das große Schlafzimmer im 1. Stock. All diese Veränderungen würden das Haus schöner und bequemer machen, ohne die Gesamtkosten zu vermehren.

Während einer unserer ersten Besuche am Bauplatz kletterte ein nett aussehender Herr aus dem Kellerfenster nebenan. Er stellte sich als Eigentümer des anliegenden Besitzes vor und war Lokomotivführer auf der Schweizerischen Eisenbahn. Er gefiel mir gleich, und wir wurden Freunde. Wir stehen 40 Jahre später noch in Verbindung; meine zwei Töchter sind mit seinen vier nun schon erwachsenen Kindern gut bekannt.

Es stellte sich heraus, daß das Angebot meiner Mutter zu günstiger Zeit kam. Inge's Mutter und meine Mutter waren in unseren Plänen eingeschlossen; die nun einsetzende Entwicklung verlangt einen kurzen Umweg.

Ich habe woanders (siehe "Kindheit") erklärt wie meine Mutter Zugang, oder vielmehr keinen Zugang, zu ihrem Geld hatte. Sie konnte nie direkt ran, und es wurde immer für sie verwaltet; ihre eigenen Wünsche für Ausgaben wurden niemals ernst genommen. Teilweise war das eine Sitte der Zeit-Frauen kontrollierten nicht ihr Vermögen- teils eine Familiengewohnheit. Zum Beispiel, als meine Mutter sich von meinem Vater in den frühen Zwanziger Jahren scheiden ließ, gab ihr Vater ihr das große Haus in Grunewald, in dem wir lebten und gab ihr monatlich genügend Geld für ihre Ausgaben.- Ähnlich wurde das Geld für meine Großmutter, das ihr vollständig von meinem Großvater hinterlassen war, von Geschäftsleuten und Freunden für sie verwaltet.

Die politischen Zustände in Deutschland unterminierten alle Vorsichtsmaßnahmen. Alle Treuhänder für den Besitz meiner Großmutter starben oder verließen Deutschland kurz hintereinander, und es blieb als Einziger Robert von Mendelssohn übrig. Dieser war weder an finanzieller Verwaltung interessiert, noch verstand er etwas davon, und so übertrug er alle Verantwortung auf seinen guten Freund und Vetter ersten Grades (und 2. Grades und Neffen) Just Boedeker, einem ordentlichen, pedantischen und mißtrauischen Menschen und genauem Buchhalter. Daraus entwickelte sich die absurde Lage, daß wir Alle, meine Mutter und Großmutter und Tanten den jungen Mann um Geld bitten mußten, oder vielmehr um Erlaubnis fragen, unser Geld zu benutzen.

Wenn die Frage aufkam, daß ein neues Auto gekauft werden sollte, verkündete Just, daß der Treuhänder, Onkel Robert von Mendelssohn, eine bestimmte Meinung darüber hatte und entschied. Wir erhielten einen Brief in Onkel Robi's Handschrift, aber so merkwürdig formuliert, daß es nur von einem Vorbild Justs abgeschrieben worden sein konnte. Das Auto konnte nicht gekauft werden; es war nicht genügend Geld da. Keine Zahlen, keine zusätzliche Informationen.

Es erinnerte an die Geschichte von Dickens von dem Rechtsanwalt mit verstecktem Partner, den niemand je gesehen hatte. Der Partner wurde zitiert, daß etwas getan oder nicht getan werden konnte, und keine Diskussion konnte stattfinden.- Im gleichen Sinne wurde Onkel Robi die Quelle aller unerfreulichen Entscheidungen.

Dies Mal hatten wir Glück. Die Anfrage für eine Anzahlung für unser Berner Haus kam im günstigen Moment, wo man sie kaum abschlagen konnte. Just, der mit meiner Schwester verheiratet war, wollte selber ein Condominium in Frankfurt kaufen. Wenn eine Anzahlung aus dem Geld meiner Mutter in Frankfurt gemacht werden konnte, konnte man sie für Bern nicht abschlagen.

So wurden wir zum ersten Mal Hausbesitzer in Bern-Bümpliz, Stapfenackerstrasse 106.

Ein anderer Glücksfall machte einen Hauskauf für Inge's Mutter möglich. Sie hatte gerade Geld durch die sogenannte "Wiedergutmachung" erhalten, das heißt Zurückgabe von Besitz, den sie wegen gezwungener Auswanderung nach England verloren hatte. Inge's Großmutter war in Garmisch-Partenkirchen geblieben, and nach ihrem Tod erbte Inge's Mutter ein Haus, welches das Garmisch-Thal überblickte. Es war ein geräumiges Bayrisches Haus mit hölzernen Balkons auf jeder Etage. Es war für ein Minimum verkauft worden, aber das Geld hatte Inge's Mutter nie erhalten.

Inge und ich fuhren nach dem Krieg nach München, und mit Hilfe eines Englischen Rechtsanwalts und Informationen über den ursprünglichen Verkauf, wurden die neuen Besitzer gezwungen, es wieder mit richtiger Bezahlung zu kaufen.

In der Erinnerung sehe ich uns noch 1950 mit dem Auto von der Schweiz nach München reisen, und erinnere mich an Inge vor dem Richter, dem sie klare Informationen über die Größe, Wert, Geschichte und derzeitigen Zustand des Hauses vorträgt. Jahre später trafen wir Deutsche Auswanderer in Chicago,- alte Bekannte aus Berlin,- die es erniedrigend fanden, sich um Wiedergutmachung zu bemühen."Solche Dinge sollten für sie erledigt werden! Es stand ihnen zu." Sie bekamen nie etwas!

Weil wir uns entschlossen hatten die Angelegenheit zu verfolgen, wurde es für Inge's Mutter möglich eine Anzahlung auf ein Häuschen nur drei Gebäude entfernt in unserer Strasse zu machen. Durch eine Mischung von Glück und Initiative lebten nun unsere beiden Mütter nahebei.

Die Abhängigkeit meiner Mutter von ihrem Schwiegersohn/Verwalter dauerte bis ans Ende ihres Lebens. Sie beendete die Verwaltung ohne Streit dadurch, daß sie in ihrem Testament wünschte, daß Alles direkt ihren Kindern hinterlassen wird.

Ich habe bereits ihre Flucht vom Sankt Georgenhof beschrieben, als er übervoll mit "Gästen" wurde. Jetzt hatte sie ihre eigene Wohnung in dem größten der drei Schlafzimmer in unserem Haus. Ihr extra Waschtisch war in einem Wandschrank, was sie unabhängig machte; und ihre Ruhe war durch Spezialisolation zwischen ihrem und unserem Schlafzimmer gesichert. Das dritte Schlafzimmer war erst Fremdenzimmer und später das Zimmer von Elise. Es war der kleinste Raum, aber eine Tapete mit Blümchen, die Wände und Decke bedeckte, ließ es geräumiger erscheinen.

Es gab ein kleines Entree, von dem aus eine Treppe nach oben ging; eine Tür öffnete sich in die winzige Küche und eine andere in das Wohnzimmer. Das Wohnzimmer nahm den Rest des Parterres ein, und es erschien geräumig, trotz der Winzigkeit des ganzen Hauses. Zwei große Fenster schauten auf den Garten und darüber hinaus auf ein Feld und die Schneeberge des Berner Oberlandes. Gemälde und Zeichnungen von Juan Gris, George Braque, Fernand Leger, Pablo Picasso und Vincent van Gogh, die meine Mutte über die Jahre gekauft hatte, machten den Raum besonders elegant.

Unsere ungewöhnlichste Veränderung des Urplanes war der Raum, den wir durch die Passage vom Haus in die Garage mit Mauer gegen die Strasse und 8-teiliger gläserner Fall-tür gegen den Garten schafften. Es war hauptsächlich ein Esszimmer, wobei die vorstehende Garagenmauer eine Seite beschützte. Im Sommer, wenn die Türen offen standen, war der Raum eine Verandah. Im Winter wurde er durch einen Ölofen in der Ecke gewärmt. Es war ein schöner Raum zu allen Jahreszeiten, wenn man z.B. sich mit Freunden am Abend unterhielt und die Schneeberge betrachtete, wie sie über dem Feld in der klaren Luft auftauchten.

Das Dach des Raumes hatte mehrere Glasziegel, die Licht für unsere Pflanzen hereinließen. Ich hatte den Plan eine Weinrebe mit Wurzeln draussen in den Raum zu ziehen, sodaß Trauben innen reifen konnten, selbst nachdem draussen bereits Frost war. Das funktionierte nicht so. Die Traube innen erhielt von den Wurzeln draussen Signale; sobald es kalt wurde fielen die inneren Blätter mit denen von draussen zusammen ab, und nichts reifte mehr.

Der Garten war der erste, den ich entworfen hatte. In Grunewald hing alles von den Gärtnern ab und den Wünschen der Erwachsenen. In Sankt Georgenhof hatte eine Tante den Garten übernommen und traf Entscheidungen. So wurde mir das Planen und Pflanzen dieses Gartens besonders lieb. Es war ein rechteckiges Stück Land, in der Weite des Hauses plus Verandah und Garage, etwas unterhalb des Parterres liegend. Meine Nachbarn hatten kleine Abhänge vom Haus zum Garten gebaut, einer nahe am Haus, einer weit weg. Mein Abhang verband schräg die beiden anderen, was interessant aussah. Am Ende des Gartens war damals ein Feld, das ein Bauer bebaute; wir konnten Pflügen, Aussaat und Ernte beobachten. Diese ländliche Scene vor der Alpenkette war herrlich, aber meist war es zu dunstig um die Bergkette zu sehen. Meine Schwester Enole, die uns von Frankfurt aus von Zeit zu Zeit besuchte, schien immer die klaren Tage zu verpassen, sodaß sie schließlich sagte, daß die Berge nie sichtbar seien.

Von der Terrasse vor dem Eßraum baute ich absteigende Stufen, die zu einem Pfad führten. Der Pfad ging geradeaus zum Ende des Gartens, und rechts davon lag ein breites Staudenbeet. Die Erhaltung dieses Beetes verlangte viel Zeit und Arbeit,- aber es lohnte sich. Unter den Wohnzimmer Fenstern befand sich ein großes Blumenbeet, höher als der Rasen, mit gutem Ablauf. Es war mit Dahlien aller Größen und Formen in leuchtenden Farben angefüllt. Ich habe noch Farbbilder, die die Fülle und Schönheit der Dahlien bezeugen. Ich suchte die Dahlien in Erinnerung an den Garten meiner Kindheit und an meinen Freund Kochen aus (siehe "Kindheit"). Sie sind die Vorgänger vieler anderer Dahlien in späteren Gärten. Die Ernte der Dahlien Knollen im Herbst nach dem ersten Frost ist eine Zeremonie, ohne die ich nicht existieren möchte.

Bäume und Büsche waren auf dem leeren Land auf drei Seiten des Hauses nötig. Der neue Nachbar, Franz Urfer, der nun mein Freund war, reiste mit mir zu dem Dorf wo er herkam, um dort wohlfeil einige gute Pflanzen zu kaufen.

Als ich alle die interessanten Büsche und Bäume in der Gärtnerei von Herrn Stämpfli in Schüpfen sah, ließ ich mich hinreißen und kaufte so viel wie man gerade auf das kleine Stück Land quetschen konnte: einen Apfel- und einen Kirschbaum, eine Walnuß und Kastanien, Pflanzen für eine Buchenhecke an der Grenze zum Nachbarn und verschiedene Blütenbüsche.

Es würde eine Weile dauern, bis Büsche und Bäume voll gewachsen sein würden, und wir brauchten eine Methode, den Garten im ersten Jahr gemütlich zu gestalten; auch wollten wir einen Schutz gegen Nachbarn und Feld haben. Der Plan war für einjährige Sonnenblumen entlang den Grenzen im ersten Jahr. So begruben wir Samen in kleinen Blumentöpfen, die auf Balkon und Fensterbrettern in der kleinen Wohnung placiert wurden; bald kamen Sonnenblumenpflänzchen heraus.

Aber das Datum des Umzugs mußte verschoben werden, da das neue Haus nicht fertig war. Mehrmals wurde der Termin wieder geändert. Aus Frühling wurde Sommer, und die Sonnenblumen wuchsen. Als der Umzugstag schließlich kam, waren die meisten mehr als einen Meter hoch; einige waren sogar zwei Meter. Konnte man sie noch transportieren? Würden sie im Möbelwagen brechen und zu Grunde gehen?

Die Möbelleute sollten früh kommen, aber Inge und ich waren lange vorher auf, nach einer schlaflosen Nacht, während der wir uns um die Sonnenblumen sorgten. Die großen, schweren Männer kamen an, sahen sich um und riethen uns, uns zu beruhigen. Der Umzug würde gut gehen, wenn wir ihnen die Sorgen überließen. Wir tranken zusammen eine Tasse Café, dann trugen die Riesen jedes wackelnde Pflänzchen sorgfältig in den Wagen und befestigten es dort, ohne ein Blatt zu knicken. Jede Blume kam im neuen Haus ungeschädigt an, wurde gepflanzt, und den Herbst waren die Riesenblumen ein herrlicher Anblick im neuen Garten.

Das war die erste von vielen freundlichen Erinnerungen an Möbelleute. Vielleicht sind sie alle daran gewöhnt, Kunden in kritischen Situationen anzufinden und haben gelernt, mit ihnen in Ruhe umzugehen.

Es war ein gutes Leben im neuen Haus. Wir genossen es, und wir hatten viele Besucher, die sich gemütlich fühlten. Doch weniger als ein Jahr nachdem wir eingezogen waren erhielt ich ein einjähriges Rockefeller Stipendium nach Amerika. Wir sollten nach Boston reisen, und ich hatte zu lehren und Forschung zu treiben im Pharmakologischen Institut der Harvard Medical School, während 12 Monaten. Meine Mutter blieb im Haus, und später stieß meine Schwester Motte zu ihr, die nach ihrer zweiten Scheidung aus Frankreich kam. Sie pflanzten viel im Garten und besuchten oft Inge's Mutter und ihre Freunde, die drei Türen weg auf der gleichen Strasse wohnten.

12 Monate später, von Boston zurückkehrend, sah ich das Haus in Bümplz wieder. Es war wieder ein besonderer Augenblick. Inge war 2 Monate früher zurückgekommen; sie war schwanger und wollte ihr erstes Kind in der Schweiz bekommen. Ein Telegramm, das mir auf der Überfahrt auf dem Boot ausgehändigt werden sollte, verpaßte mich, und ich blieb einen Tag in Paris, ohne zu wissen, daß ich eine Tochter hatte. Als ich mich dem Haus näherte sah meine Schwester Motte aus dem Fenster, aber verschwand schleunigst. Einen Augenblick lang war ich beunruhigt, aber sofort wurde ich informiert, daß Elise im Spital geboren worden war. Motte glaubte, daß es ihr nicht zustand, mir die Nachricht mitzuteilen.

So weit ich mich erinnere eilte ich in die Stadt zurück, auf dem Wege Geschenke sammelnd. Inge begrüßte mich fröhlich, und Elise erwies sich als ein gesundes, süßes und völlig kahles Baby. Die Leute im Spital hatten begonnen zu vermuten, daß kein Vater auftauchen würde.

Einige Tage später kamen Inge und Elise nach Haus zu dem Bümplizer Häuschen. Das Baby zog in das kleine Schlafzimmer oben, wo sie die ersten drei Jahre ihres Lebens in einem wunderhübschen alten Babybett schlief, das wir von unserer Reinemachefrau, Frau Fuhrmann, gekauft hatten; meistens spielte sie dort friedlich mit ihren Fingern.

Eines der größten Ereignisse für das Haus zu der Zeit war Elise's Taufe. Die Zeremonie fand in Gehweite vom Haus in der sehr alten Bümplizer Kirche statt, wo Inge und ich geheirathet hatten. Es gab andere starke Verbindungen mit der Verghangenheit. Meine mütterliche Großmutter, Marie von Mendelssohn, kam von Sankt Georgenhof und brachte zur Taufe ihres 25. Urenkelkindes das Spitzenkleid, das meine Urgroßmutter aus Bordeaux für solche Ereignisse gemacht hatte. Elise, die das Kleid von 4 vergangenen Generationen trug, lag in Marie's Schoß. Ringsherum standen 2 Großmütter, Tanten und Onkel, andere Familienmitglieder und gute Freunde. All dies fand unten in unserem Wohnzimmer statt und wurde in Photographien und Film festgehalten.

Das Ende des freundlichen Lebens kam 1956, als wir abfahren zu meinem neuen Arbeitsplatz und =Leben in Syracuse in Upstate New York. Das Haus war zum Verkauf annöciert worden, und das Telephon klingelte während des Tages ununterbrochen, außer von 12 Mittags bis 2 Uhr und Abends nach 10 Uhr. Es gab zu der Zeit in der Schweiz wenige Häuser in ähnlich niedriger Preisstufe zu verkaufen. Aber selbst in dieser dringenden Lage rief man nicht zur Mittagsstunde an.

Ich akzeptierte das Angebot eines Herrn Sarbach; er war ein Schullehrer im Ruhestand, der nahebei in einem Dorf lebte. Er wollte das Haus für seinen Sohn kaufen, der gerade nach Bern versetzt worden war. Selbst nach dieser Entscheidung erhielt ich Anrufe mit höheren Angeboten, die mich drängten den anderen Kontrakt zu brechen; aber ich blieb fest. Zum endlichen Abschluß des Verkaufes gehört eine Geschichte, die Licht auf die Schweiz im Jahr 1956 wirft.

Herr Sarbach und ich hatten uns geeinigt, daß wir uns im nahen Bureau des Rechtsanwalts treffen würden. Morgens um 8 Uhr wollte er für das Haus zahlen, und dafür sollte er die Bescheinigung als Hausbesitzer erhalten. Wir waren beide ganz pünktlich. Ich bemerkte, daß Herr Sarbach, der den Morgen von seinem Dorf mehrere Stunden in die Stadt gewandert war, einen Anzug mit merkwürdig ausgebeulten Taschen trug. Als die Verhandlungen vorwärts gingen stellte es sich heraus, daß der Käufer den Gesamtbetrag, der für das Haus zu bezahlen war, in Bargeld in seinen Taschen mitgebracht hatte. Er ging daran es vor unseren Augen auf den Tisch zu zählen. Es war ein beträchtlicher Haufen! Als ich ihn fragte, sagte er mir, daß er nach reiflicher Überlegung beschlossen habe, daß ich es wohl lieber haben würde, wenn ich in Bargeld bezahlt würde statt mit einem Cheque. Ich weiß nicht, ob Leute heute in der Schweiz, - 35 Jahre später und im Zeitalter der Kreditkarten, - immer noch an Bargeld glauben. Damals war es das Übliche.

Es war ein herrliches Abschiedsfest, für das wir alle Türen im Parterre öffneten, sodaß der Raum sich vom Wohnzimmer in die Garage erstreckte. Alles war dekoriert, sodaß das Häuschen groß und festlich aussah; wir verließen es nur widerwillig. Wir hatten nur wenige Jahre dort gewohnt, obwohl der Versicherungs Schätzer geschrieben hatte: "Lebensdauer: nicht unter 200 Jahre!" - Ähnlich wie vor 5 Jahren nahmen wir unsere Möbel mit, die Bilder und Pflanzen; nur dies Mal mußte Alles über den Ozean reisen, und so mußten die Pflanzen-Stecklinge in geschlossenen Blechbüchsen verpackt werden. Es ist zu berichten, daß die meisten Pflanzen zwei Monate Transport gut überlebten.

Die billigste und leichteste Art Haushalte von der Schweiz nach Amerika zu transportieren war zu der Zeit ein sogenannter "Liftvan". Alles wurde in eine Riesenkiste verpackt - von der Größe eines kleinen Zimmers, - die auf einem Lastwagen vor dem Haus stand. Die Kiste sollte vor dem Haus versiegelt werden und als Ganzes mit Lastauto, Schiff, Eisenbahn und wieder Lastwagen zum neuen Haus in Upstate New York gebracht werden. Wir kauften einen Liftvan von der Spanischen Botschaft in Bern; er wurde vor dem Haus ganz vollgeladen. Ich erinnere mich daran, daß am Ende des Ladens oben noch etwas Raum war. Kurz entschlossen schob ich meine vertraute Harke, Schaufel und Spaten hinein. - 34 Jahre und 3 Häuser später erfüllen die Schweizerischen Gartengeräte noch ihre Pflicht in Raleigh.

Nachdem er verladen war, würden wir unseren Besitz 3 Monate lang nicht mehr sehen. Die Kiste mit der Spanischen Aufschrift tauchte in Syracuse an einem sonnigen Naschmittag wieder auf. Das Siegel wurde in Anwesenheit eines blau/gold uniformierten Zollbeamten in unserer Einfahrt erbrochen, und die Möbel, Bilder, Geräte und Pflänzchen kamen wieder heraus. Die Kiste schenkten wir dem Nachbarn als Hühnerhaus, und wir konnten sie dort noch 10 Jahre lang stehen sehen.

Meine Mutter, Inge, Elise und ich fuhren im Zug nach Paris, wo wir eine Nacht blieben; am nächsten Tag fuhren wir zur Französischen Küste, um das Schiff nach New York zu erreichen. Es war wohl noch selten und teuer zu fliegen.

Elise, die mit drei Jahren blondes Lockenhaar hatte, wurde oft von einem bewundernden Passagier auf den Kopf gefaßt, meist begleitet von den Worten "little Curly-tops". Ich erinnere mich daran, daß sie das nicht besonders gerne hatte.

Meine Mutter verbrachte die meiste Zeit auf dem Oberdeck, wo sie Aquarelle von der Oberstruktur des Schiffes malte, von den Wellen und dem Blick. Wenn wir sie suchten, fragten wir den Stewart, ob er die malende Dame gesehen habe. Als diese war sie auf dem Schiff bekannt. Es gibt noch Aquarelle von der Reise.

Wir ließen meine Mutter bei ihrer Schwester Marga Kempner in Long Island und setzten unsere Reise per Zug nach Syracuse fort.

Dr. Alfred Farah, der Leiter des Pharmakologischen Instituts an der Staats Universität von New York, kam um uns an der Eisenbahnstation abzuholen. Später erfuhren wir, daß wir den langsameren von zwei parallelen Zügen von New York nach Syracuse genommen hatten, die Lackawanna Bahn; man fand uns nur mit Schwierigkeiten. Man brachte uns zu einem bequemen Haus, das zwei Pharmakologinnen gehörte, die gerade auf Ferien waren. Man borgte uns das Haus, bis wir ein eigenes fänden: eine großzügige Geste.

Als Erstes kaufte ich ein Auto, um damit auf die Haussuche zu gehen. Ich lernte gleich von der Verkaufsagentin eine sprachliche Feinheit, nämlich den Unterschied zwischen "Haus" und "Heim". Ein Heim war ein Haus, das mehr als \$ 30,000.- kostete (für damalige Zeiten eine stattliche Summe). Wir suchten ein Heim groß genug, um meiner Mutter separate Räume zu geben, und nahebei ein Haus für Inge's Mutter, die uns folgen wollte. Wir sehnten uns nach dem kleinen Berner Haus- nach viel Platz, möglichst auf dem Lande, mit Raum für einen Garten und vielleicht für ein oder zwei Tiere.

Alle diese Anforderungen schienen in einem großen, weißen Holzhaus erfüllt zu sein, das 1911 gebaut und gerade renoviert worden war. Es hatte drei Etagen und lag auf einem Acre Gartenland, gerade außerhalb des Dorfes Manlius, nicht weit von Syracuse. Man hatte einen großartigen Blick über das Thal.

Noch mußten wir das Problem der Bezahlung lösen. Die Wechselrate von Schweizerfranken zu Dollar war zu der Zeit so ungünstig, daß der Erlös des Bümpliz-Hauses zu wenig erschien. Um das Haus in Manlius zu kaufen, mußten wir auf etwas von dem Geld meiner Mutter für die Anzahlung rechnen. Meine Mutter und ich schrieben beide an meinen Schwager, den Verwalter des Vermögens meiner Mutter, ihm unsere Wünsche erklärend und um Überweisung einer Summe bittend. Nachdem wir einige Wochen auf eine Antwort gewartet hatten, und nachdem die Eigentümer des Hauses unruhig geworden waren, schickte ich ein Telegramm mit der Bitte um Erklärung nach Deutschland. Eine Woche später bekamen wir einen Brief, der uns mitteilte, daß das Geld baldigst kommen würde; der Verwalter hatte noch keine Zeit zum Überweisen gehabt. Ich war empört. Aber meine Mutter, der Frieden wichtiger war als Schnelligkeit oder Zuverlässigkeit mit Geld, bat mich geduldig zu bleiben.

Schließlich kauften wir das Haus, und an einem sonnigen Oktober Tag zogen wir ein. Der Lift-Van erschien vor dem Haus, und das Siegel wurde erbrochen. Ich erinnere mich an einen komischen Vorfall am ersten Abend: als die Sonne unterging und es zunehmend dunkler draußen wurde, versuchten wir die elektrischen Lichter anzuzünden. Besonders im EBzimmer konnten wir den Knipser nicht finden. Aus Deutschland und der Schweiz waren wir daran gewöhnt, daß Knipser neben der Eingangstür etwa einen meter vom Fußboden angebracht waren. Hier war nichts ähnliches zu finden. In der Verzweiflung riefen wir die früheren Eigentümer an, die gerade am Tag vorher ausgezogen waren. Sie sagten uns lachend, daß man das EBzimmerlicht anzündete indem man eine kleine Verzierung an der Lampe, die von der Decke hing, drehte.- Nach der Überquerung des Ozeans waren kleine Unterschiede im täglichen Leben uns fremder, als Grundregeln menschlichen Verhaltens;- dies ist wohl überall so ähnlich.

Manlius war nach einem Römer zur Zeit der Eroberung Hannibals genannt. Dieser Bürger hörte, daß seine Gänse in der Nacht unruhig wurden, und er rief: "Hannibal ante portas!", wodurch er die Stadt vor einem Überfall gerettet haben soll. Ich fand heraus, daß der Name im letzten Jahrhundert von einem Postmeister gegeben worden war, der eine klassische Erziehung hatte. Damals hatte der Staat New York mehrere Roms, Berlins, Manchesters...Diese Wiederholungen machten es der Post schwierig; einige Städte mußten die Namen ändern. Und so kam es dazu, daß die Strasse, die an unserem Haus vorbeiging, nach Syracuse führte, während hinter dem Haus an der anderen Seite des Thales die rollenden Hügel von Pompeji erkennbar waren.

Es beeindruckte mich, daß der Postmeister Römische Namen gewählt hatte. Ich fand andere gewohnte Dinge in Manlius, und mein früherer Chef und Professor von Bern verstand das. Er hatte es immer lustig gefunden, daß wir uns Bümpliz zum Wohnen dort ausgesucht hatten, einen Ort, abseits gelegen, mit lustig klingendem Namen, der den entstellten Namen des Gründers enthielt: den mittelalterlichen Kaiser Pippin den Mittleren. Nachdem er Manlius gesehen hatte, verkündete er: "Der Bümplizer findet überall sein Bümpliz". Wir hatten wahrlich das unsere gefunden.

Die letzten Besitzer hatten das große, alte Haus gründlich renoviert. Viele Wände waren herausgebrochen, um viele kleine Zimmer in einige große, lichte zu verwandeln. Wir veränderten wenig: teils um meine Mutter in separaten, leicht zugänglichen Zimmern unterzubringen, und um einige separate Schlafzimmer zu haben. Es gab jetzt 3 Badezimmer, eines für Inge und mich, eines für meine Mutter und ein weiteres mit Toilette neben der Küche. Der obere Korridor wurde durch eine Tür unterteilt, um die Wohnung abzutrennen. Vorne am Haus ging eine belebte Strasse vorbei, die Syracuse mit Cazenovia und anderen Ausflugsorten verband; hinten schaute man über ein Thal hinaus; und in der Ferne erkannte man die Hügel von Pompeji, eine andere klassische Gegend, - etwas an den Blick auf die Alpen in Bümpliz erinnernd.

Eine der Attraktionen des Hauses für Kinder waren zwei Treppen, eine vorne, eine hinten. Bei Kindergesellschaften war es besonders beliebt an einem Ende hinauf am anderen hinunter zu rennen, - ähnlich wie ich es von Grunewald in meiner Kindheit gewohnt war. - Von einer großen, quadratischen Verandah hinten sah man über den Garten in das Thal, das teilweise wild war und eine Biberkolonie enthielt. Diese Terrasse wurde später in eine Wohnung für Inges Mutter umgebaut. - Es gab auch ein kleines Gartenhaus, gut isoliert und mit Heizung, das als extra Wohnzimmer oder Gastzimmer diente. Im Laufe der Jahre wohnten viele Besucher dort. Zehn Jahre später schlief ich die letzte Nacht im Gartenhaus, ehe ich nach North Carolina abfuhr.

Ich erinnere mich an eine andere Römische Episode, wenn ich an die erste Zeit im neuen Lande denke. Ein Berner Freund war zu Besuch, und als wir im Garten gruben, stießen wir auf Überreste einer alten Steinmauer. Wir riefen beide: "Eine Römische Mauer"! wie wir es von Bern her gewohnt waren. Nur dann wurde es uns bewußt, daß wir weit von Europa weg waren, und daß hier keine Römischen Mauern sein konnten.

Die Badewanne im oberen Stock stand neben einem langen Fenster, von dem man über das Thal sah. Da wir ein gemütliches heisses Bad einer hastigen Dusche vorzogen, ersetzten wir die moderne, flache Badewanne mit einer alten, löwenfüßigen, sehr tiefen Wanne, die wir bei unserem jährlichen Ausflug mit meinem neuen Chef, Professor Farah, fanden. Wir waren nördlich zum St. Lawrence Fluß gefahren und fanden eine Reihe großer Wannen vor einem alten Hotel, das renoviert wurde, stehen. Wir suchten die beste aus, zahlten 10 Dollar dafür, und der Führer beim Fischen, Larry, brachte sie hinten auf seinem Lastwagen zu unserem Haus. Danach genossen wir den Blick zu den Hügeln von Pompeji nicht nur im Sommer, sondern auch wenn wir im Winter in der heissen Wanne sitzend den Schnee an den Fenstern in einem der häufigen Winterstürme vorbeitreiben sahen. Wir lebten schließlich im Nordamerikanischen "Schneegürtel".

Ganz besonders genoß ich den einen acre Garten, -der später durch Erwerb angrenzender 1,8 acres vergrößert wurde, - die Felder, Wälder, einen alten Obstgarten und Fluß, die teils auf angrenzendem Besitz lagen. Mitten im Garten stand ein alter Baldwin Apfelbaum, den ich sehr zurückschnitt. Davor hatte er keine guten Früchte getragen; jetzt konnten wir herrliche Äpfel ernten. Die Methode alte Bäume weit zurückzuschneiden habe ich seitdem immer wieder benutzt. Zusammen mit den Nachbarn, die kurz nach uns herzogen und die gute Freunde wurden, kaufte ich eine Apfelpresse. Sie konnte mit der Hand betrieben werden. Die jährliche Apfelernte mit anschließendem Auspressen des Saftes entwickelte sich zu einer wichtigen Funktion im Leben der heranwachsenden Kinder der Nachbarschaft.

Der harte Winter in Syracuse führte zu einer kurzen Saison für wachsende Dahlien. Ich suchte einen Weg, die Saison und das Blühen der Dahlien zu verlängern. In einem Buch über mittelalterliche Kräutergärten fand ich eine Beschreibung eines "Pulvinus": ein erhöhtes Beet von Mauern umgeben. Der Boden konnte bequem bearbeitet werden (z.B. von ältlichen Mönchen) ohne Bücken, und der Abfluß war vorzüglich. Ich veränderte den Plan, sodaß man Glasfenster über die Beete von einer hohen Hintermauer auf eine niedrige Vordermauer legen konnte. Ein Heizkabel erwärmte den Boden. Man konnte lange vor dem letzten Frost pflanzen. - Wenn die Pflanzen hochgewachsen waren und es das Wetter erlaubte, wurden die Fenster einfach weggenommen. - Das ganze Beet, das hinter dem Haus nach Süden sah, war etwa 2 meter tief und 18 meter lang; es wurde unter dem Namen "Wittinus" bekannt als ein farbfrohes Dahlienbeet, das im Sommer wie ein großer Blumenkorb aussah. Im Herbst wurden die Fenster wieder aufgelegt, um späte Blüten vor Frost zu schützen.

Einlage: zu Seite 11, Hausbesitzer.

Meine Mutter starb im Haus in Manlius, etwa ein Jahr nachdem wir dort eingezogen waren,- im Jahr 1957. Sie hatte sich dort in der Wohnung im großen Haus in der Nähe der Kinder besonders wohl gefühlt und sagte mehrmals zu mir: "Bitte sage es nicht weiter, aber ich liebe Amerika!" Sie begann mit Stunden, um zu lernen wie man Töpferei herstellt. Ihre Enkeltochter Jutta in Deutschland, die ihre Großmutter als sehr alt empfand, sagte dazu: "Lohnt sich das denn noch?", worüber wir alle sehr lachen mußten.

Da meine Mutter immer leichter Französisch als Englisch gesprochen hatte, schloß sie sich in Syracuse einer Gruppe der Alliance Francaise an. Besonders zwei sehr nette Damen, eine ursprünglich aus Genf und davor Ungarn, die Andere aus Bordeaux, kamen zu Besuch, und die drei machten französische Ausflüge zusammen. Beim Autofahren gestikulierte die Dame aus Bordeaux so lebhaft beim Chauffieren mit den Händen, daß wir oft für die Sicherheit der drei fürchteten. Wenn wir Gäste hatten, bereitete meine Mutter gerne eine Mahlzeit, zu der sie die Gäste einlud. Mit malen, kochen und den Kindern Elise und Mary war das Leben dort gut ausgefüllt.

Ein Mal mußte ich wieder, wie öfter sonst, zu einem Kongreß reisen und mehrere Tage von Syracuse weg bleiben. Während der Zeit waren Zoe und Jim MacMillan nach Manlius zu Besuch gekommen,- alte Freunde aus der Amerikanischen Gesandtschaft in Bern, die wir immer besonders gerne gehabt hatten. Am Morgen eines bestimmten Tages malte meine Mutter einen schönen Blumenstrauß, der auf dem Tisch stand. Am Nachmittag buk sie einen Kuchen für MacMillans, die zum Tee zu ihr kommen sollten. Wie mir später berichtet wurde, sank sie plötzlich auf dem Sofa zusammen und verlor das Bewußtsein. Eine Ambulanz fuhr sie zum Spital der Universität, wo der uns bekannte Internist eine schwere Gehirnblutung diagnostizierte. Er empfahl nichts zu unternehmen, um ein durch Lähmungen schwer beeinträchtigtes zukünftiges Leben nicht unnötig zu verlängern. Sie starb in weniger als 24 Stunden.

Ich wurde beim Congreß telephonisch benachrichtigt und fuhr sogleich zurück nach Syracuse. Als ich ankam, hatte das Leben meiner Mutter bereits geendet. Ich telegraphierte nach Deutschland, wo meine Großmutter im Alter von 90 Jahren noch in Sankt Georgenhof lebte. Bald kam die Nachricht zurück, daß meine Großmutter den Tod ihrer ältesten Tochter nicht mehr erfahren hatte, da sie auch sehr bald danach starb. Für mich bedeutete es einen großen Verlust und das Ende einer Epoche, in der ich erwachsen geworden war.

Mehrere tausend Ziegelsteine würden das erhöhte Beet bilden; diese mußte ich legen; das fand ich sehr erholend. Man mußte aufpassen und genau sein, aber es erforderte kein Denken. Das war besonders wünschenswert, als ich meine jüngere Tochter Mary an einem Tag im frühen Juli erwartete.

Ich hatte Inge zum Spital in Syracuse gebracht und war nach Hause zurückgekehrt, wo ich auf Nachricht vom Spital wartete. Damals waren Väter nicht bei der Geburt von Kindern gewünscht. Ich schien ewig warten zu müssen, obwohl es nur wenige Stunden waren, die ich mit Ziegellegen ausfüllte.

Schließlich kam ein Anruf: "Bitte kommen Sie sofort!" Ich fragte, ob Alles in Ordnung sei, aber die gleichen Worte wurden wiederholt. Etwas Schlimmes mußte passiert sein! Ich fand, daß ausgebildete Ärzte mehr als Andere sich Sorgen machen, denn sie haben alle die Möglichkeiten gelernt, was passieren kann. Ich regte mich auf dem Weg in die Stadt so auf, daß ich beinahe ein Unglück verursachte,- aber im Spital war Alles aufs Beste. Die Schwester hatte einen Witz machen wollen,- meiner Meinung nach garnicht komisch. Ich vergaß all das, als ich die schöne, schwarzhaarige Mary sah. Ihre Ankunft wird immer mit der Erinnerung an den Wittinus verbunden sein.

Die Backsteinmauern im Garten sahen gut aus, selbst wenn keine Dahlien dazwischen waren. Sie behüteten die Pflanzen und verhalfen zum Wachsen herrlicher Blüten während der nächsten neun verlängerten Sommer. Alle genossen das sehr.

Der 1 acre große Garten wurde bald durch weitere 1,8 acres vergrößert, die ich hinter unserem Haus erwarb. Dort war ein alter Obstgarten, Wälder und ein Fluß. Ich entschloß mich schnell, das Land zu erwerben, als eines Morgens ein alkoholischer Nachbar anrief und das Land zum Kauf anbot. Er schien Geld zu brauchen, und ich ergriff die Gelegenheit.

Es gab nun ein Feld, auf dem Ponies weiden konnten (siehe "Tiere, die ich kannte und liebte"). Bäume wurden gepflanzt, und wir bauten einen ovalen Weg, auf dem ein Sulky im Sommer und ein Pferdeschlitten im Winter fahren konnten. Ich begann Nubische Milchziegen zu züchten. Mein Hunger für Landwirtschaft wurde gespeist; es war eine von vielen nützlichen Vorbereitungen in Erwartung von Dingen, die später kamen, als wir nach North Carolina zügelten.

Eine andere der unbewußten Vorübungen war die Anschaffung eines Gewächshauses. Damals dachte ich nur an vergangene Tage in Grunewald in den Gwächshäusern meiner Mutter und Großeltern (siehe "Kindheitserinnerungen"). Ich wählte eine vorgefabrizierte Struktur, die sich an eine Seite des Hauses lehnte.

Wir wählten eine Lage an der Nordseite des Wohnzimmers, wo man nicht nur das ganze Jahr lang auf blühende Pflanzen sehen würde, sondern es würde auch die Geräusche der geschäftigen Strasse nach Syracuse dämpfen. Es sollte besonders interessant sein, die strahlenden Farben der Blumen während der langen, weißen Syracuse Winter zu beobachten.

Verschiedene Maßnahmen trugen zum Erfolg bei: es gab zwei Eingänge: an einer Seite konnte man es vom umglasten Haupteingang des Hauses betreten, während man auf der anderen Seite Dünger, Erde, Töpfe und vieles Andere direkt vom Garten holen konnte.

In meiner Kindheit hatte ich die kletternde Marechal Niel Rose kennengelernt, die hängende gelbe, sanft duftende Blüten hat; sie kletterte durch die ganze Länge des Gewächshauses meiner Großeltern. Nur in Brasilien beobachtete ich sie ein Mal draussen in einem herrlichen Garten, der von einer botanisch ausgebildeten Dame, die aus Frankfurt stammte, angelegt war. In Manlius konnte ich eine Marechal Niel Rose in den Boden pflanzen und die hängenden Blüten vom erhöhten Wohnzimmer aus beobachten.

Eine andere Pflanze brachte Erinnerungen aus den frühen Gewächshäusern in Grunewald zurück, und sie ließ uns das milde Klima North Carolinas vorausahnen: es war ein Kamelienbusch. Seine rosa Blüten zeigten sich in einer Ecke des Gewächshauses im Frühling.- Tische mit Töpfen erlaubten das Ziehen subtropischer Pflanzen (ich benutzte es als "kaltes Gewächshaus"); solche Tische gab ich in einem späteren Gewächshaus ganz auf.

Auf der langen Reise, auf der ich Ziegen, einen Hund, Ponies 1966 nach North Carolina beförderte, nahm ich auch einige Pflanzen mit,- einige noch von Setzlingen, die ich aus der Schweiz mitgebracht hatte- und andere ursprünglich aus Berlin. Aber das wohl erfolgreichste Umpflanzen betraf einen Topf mit einem Feigenbaum. Der Schuster in Manlius, New York, war griechischen Ursprungs; er hatte viele Jahre lang ein Feigenbäumchen in Erinnerung an seine Kindheit in Griechenland auf dem Fensterbrett gepflegt. Als ich Manlius nach Süden verließ, schenkte er Inge die Feigenpflanze und bat sie, ihr im Süden draussen ein neues Heim zu geben. In nur wenigen Jahren wurde es in unserem North Carolina Garten ein großer Baum, der regelmäßig viele Früchte trug. Bis zu seinem Tode sandten wir Herrn Phillipelli Photographien seines Baumes. Eine weitere Generation, die von verwurzelten Ästen dieses Baumes kam, lebt jetzt am Ende unseres Gartens in Raleigh. Von meinem Schreibtisch sehe ich drei stattliche, tragende Bäume, während ich dies schreibe.

In anderer Weise sahen wir das Leben im Süden voraus, indem wir Ponies und andere Tiere hatten. Wie die Zahl der Tiere zunahm, und besonders wie unsere und die Nachbarkinder zu reiten begannen, brauchten wir Platz und Weide. Ein Bauer in den Hügeln von Pompeji, an der anderen Seite des Thales, hatte ein Stück Land zu verkaufen. Dies waren zusammen 15 acres, etwa eine Gehstunde oder 3 Meilen von unserem Haus. Es bestand aus einem etwa 10 acres flachem Feld, ideal als Heuwiese. Hinter der Wiese stieg ein steiler Hügel an, und der Nordabhang des Hügels bis zur Spitze gehörte zum Besitz. Oben auf dem Hügel stand man am höchsten Punkt der Gegend, und man hatte einen großartigen Blick nach Norden; all das flache Land nördlich von Syracuse bis zum Onondaga und Oneida See lag unter einem ausgebreitet, und an klaren Tagen sah man am Horizont den Silberstreifen des Ontario Sees. Das Land war relativ billig, denn es hatte keinen direkten Zugang zur Strasse. Als ich es schließlich kaufte, erwarb ich einen Streifen Land dazu, der schließlich eine Zugangsstrasse werden sollte. Ein Strassenbauer wurde herbeigeholt; er verbesserte die Oberfläche, bedeckte sie mit Kies, und grub tiefe Abflußgräben an beiden Seiten.

In den Jahren, während denen wir das Land besaßen, - das von den Nachbarskindern "das Land" genannt wurde, - verbrachten wir dort oben viele glückliche Stunden. An heißen Sommertagen schien die Luft dort oben frischer als in Manlius, und ich leistete gesunde Freiluftarbeit wie pflügen, mähen, pflanzen und säen, nachdem ich die ganze Woche im Laboratorium gewesen war. Ich fuhr mit einem kleinen Traktor über das Feld hin und her. Ich wurde mit dem Boden und seinen Variationen vertraut. Ich lernte die richtigen Zeiten und das Vorgehen für säen und ernten und mehr. Mit den Nachbarn zusammen hatten wir etwas wie den Alpaufzug und -abzug in der Schweiz; im Frühling führten wir den Esel, die Ponies und manchmal einige Ziegen hinauf auf die Sommerweide, - oder wir führten sie hinunter zu den Ställen hinter dem Haus für den Winter. Ich erfuhr die Variationen im Wuchs von einem Jahr zum Anderen, als ich einen Sommer 11 Ballen Heu von einem Feld erntete, das im Jahr davor etwa 150 Ballen gegeben hatte.

Es bestand immer ein Plan, daß eines Tages dort oben ein Haus gebaut würde, - oder sogar mehrere Häuser wie ein Gästehaus, eine Scheune, Ställe und ein Haus für uns, - und eines Tages würden wir in die Hügel zügeln. Aber es kam nie dazu. Wir kamen so weit wie den kahlen Hang am Hügel mit mehreren hundert Baumsetzlingen zu bepflanzen, kurz ehe wir New York State verließen und nach Süden zogen. Das einzige Mal, als wir viele Jahre später "das Land" besuchten, sahen wir beachtlich große Bäume auf dem Hang wachsen. Dies Land war nur ein Versuchsgrund, ehe wir 1966 wirkliche Bauern in North Carolina wurden.

Dies ereignete sich in der folgenden Weise: 1966 verhandelte ich über eine neue Arbeitsstelle in Raleigh, North Carolina. Als die Verhandlungen fortschritten, schlug man Inge und mir vor für ein paar Tage hinzufiegen, so daß ich die Arbeitsbedingungen prüfen konnte, und Inge um Wohngelegenheiten in Raleigh zu besichtigen. Es war etwa im März 1966, als wir den noch winterlichen Norden in Syracuse verließen und in den sonnigen Süden flogen, wo bereits die Narzissen in voller Blüte standen.

Am zweiten Tag in Raleigh trennten Inge und ich uns: Ich ging zu den Forschungslaboratorien des Psychiatrischen Departemments, und Inge wurde von den Frauen möglicher zukünftiger Kollegen auf eine Haustour genommen. Die Damen hatten Alles sorgfältig vorbereitet, eine Liste von verkäuflichen Häusern aufgesetzt; und nachdem sie unsere besonderen Interessen erforscht hatten, hatten sie sich nach Häusern mit etwas Land, Pferdeweide oder ähnlichen Anlagen umgesehen.- Um zu verstehen, was dann passierte, muß man überlegen, daß wir damals bereits 17 Jahre verheirathet waren, und wir hatten viel Gelegenheit gehabt, unsere gegenseitigen Wünsche kennenzulernen. Inge hat immer eine besondere Fähigkeit gehabt, sich in andere Personen hineinzudenken, besonders in mich.

Wie es mir in der Erinnerung erscheint, trafen wir uns am Ende des letzten Tages auf dem Flughafen in Raleigh, um unsere Eindrücke zu vergleichen. Ich erzählte, daß man mir die Stelle angeboten hatte, und daß ich geneigt war zu akzeptieren, und die Arbeit als Direktor der Psychiatrischen Forschung in North Carolina am 1. September 1966 anzutreten. Davor würde ich mehrere Male hinunterfliegen müssen, um dringende Geschäfte zu erledigen. Inge sagte mir, daß sie "das Haus ihrer Träume" gesehen habe; sie hatte die Namen und Telephon Nummern der derzeitigen Besitzerin und der Hausagentin mitgebracht. Ich zögerte keinen Augenblick, schnell zu handeln. Ich ging zum Telephon am Flughafen und sagte der Agentin, daß wir anböten das Haus zu kaufen.

Es stellte sich heraus, daß das Wohnhaus 11 Jahre alt war, es von mehreren extra Gebäuden umgeben war und mitten in einem kleinen, funktionierenden Bauernhof von 35 acres lag. Es war bereits vergeblich seit einem Jahr zum Verkauf angeboten worden, da das Haus zu klein für jemanden war, der in einem stattlichen Landhaus leben wollte; und für einen Garten alleine hinter einem kleinen Haus war es zu viel Land. Es war klein als landwirtschaftlicher Betrieb,- nicht genug um eine Bauernfamilie zu ernähren. Als Wohnhaus alleine war es zu teuer, aber der Preis war niedrig für so viel Land nahe der Stadt. Der Kauf war bald erfolgreich abgeschlossen, und 3 Monate später flog ich nach Raleigh um Geschäfte für die zukünftige Stelle zu erledigen, und ich unterschrieb die Papiere für die Überschreibung des Besitzes.

Deutlich erinnere ich mich noch an den ersten Besuch des neuen Hofes. Ich fuhr in einem gemieteten Auto nach Knightdale, etwa 6 Meilen Östlich von Raleigh, und fand den Eingang zum Besitz. Ich fuhr langsam die sandige Einfahrt zum Haus entlang. Am Anfang des Weges von einer halben Meile sah ich eine Gruppe Arbeiter Baumwolle im Feld pflücken; es wurde mir plötzlich klar, daß dies nun unser Feld war, auf dem gearbeitet wurde. Ich verließ das Auto und ging über das Feld, um mich dem Vorarbeiter vorzustellen. Ich erfuhr, daß er Herr John Marshall war, daß er im kleinen weißen Haus am Eingang der Einfahrt wohnte und daß er und seine Familie seit Jahren den Hof bearbeitet hatten. Später, nachdem wir Freunde geworden waren und darüber lachen konnten, erzählte er mir, daß mein Verhalten ihm sofort gezeigt hätte, daß ich der neue Besitzer sei. Ich habe nie herausgefunden, was er mit "Verhalten wie ein Besitzer" meinte.

Nachdem ich im Auto an den Feldern vorbei war, senkte sich der Weg steil in eine Schlucht, überquerte ein Bächlein, und ich sah links einen stattlichen See. Von dort wand sich die Strasse hinauf durch einen Stand alter Kiefern und endete in einem Hof. An einer Seite des Hofes bemerkte man das Ende eines einstöckigen Backsteinhauses; und eine Feldsteinmauer verband das Haus mit einer zweistöckigen, eleganten Scheune, die im rechten Winkel zum Haus stand. Die anderen zwei Seiten des Hofes wurden von großen Bäumen begrenzt. Obwohl wir später Vieles umbauten, wurde die Anlage des Hofes und der umgebenden Strukturen nie geändert. Schon beim ersten Mal fand ich das besonders schön.

Inge hatte das gutgebaute Haus angesehen. Sie hatte es recht klein gefunden, aber mit ausreichend Zimmern, um uns Alle unterzubringen. Wir entschieden uns dafür in das Haus wie es war einzuziehen und später anzubauen,- wenn nötig. Wir bauten nie an!

Der Grundriß des Hauses spiegelte die Besonderheiten der vorigen Besitzer wieder: ein Paar, das getrennt an verschiedenen Enden des Hauses lebte und sich nur im Mittelraum zum Essen traf. Das große Wohnzimmer bildete den Mittelstrich eines liegenden Hs, und an jedem Ende war ein Korridor mit 2 Schlafzimmern und einem Bad an einer Seite und ein Schlafzimmer, Bad, Eßzimmer (oder Bureau) und Küche an der anderen. Jedes Schlafzimmer war in einer Ecke des Hauses, vom anderen durch mehrere Wände und Korridor getrennt. Der Grundriß garantierte gute Schallisolation jedes Schlafzimmers.

Die Mitte des Hauses war das große Wohnzimmer, 10 X 5 meter, mit Fenstern an beiden Längsseiten. Beim Betreten dieses Zimmers hatte man das Gefühl der Harmonie, wohl wegen der einfachen Proportionen. Wir beobachteten oft wie ein Besucher zum ersten Mal ins Wohnzimmer trat: er stand still und genoß offensichtlich die harmonischen Proportionen.

Auf der Gartenseite war ein großes Glasfenster mit Blick über den Rasen und Blumengarten in die Wälder. Die elegante Scheune erschien in der rechten Ecke. Später konnten wir von dort viele Tiere sehen, die fraßen, spielten und rannten.

Auf der anderen Seite des Wohnzimmers sah man durch eine Glastür, die von zwei Fenstern eingerahmt war, über eine große Terrasse (10X10 meter) in die Wälder und auf einen Hang; am Fuß des Hangs erschien ein See (Elisensee), den man nur nach dem Blätterfall klar sah. Jahre später, als mein Bruder uns besuchte, schnitt er eine Lichtung in den Wald, indem er 18 kleine Bäume fällte (Onkel Gregors Lichtung genannt),- und man konnte nun die ansteigenden Felder auf der anderen Seite des Sees bis zur Strasse hin sehen. An der Strasse entlang, wie an allen Seiten des Landes, deuteten eine Doppelreihe Kiefern und eine Rosenhecke die Grenzen des Besitzes an.

Ich sah das Alles mehrere Monate ehe wir einzogen, und es war noch Zeit für Veränderungen. Im großen Mittelraum verwirklichte ich einen alten Traum, nämlich eine Bücherwand; die Gestelle umgaben alle drei Fenster, und die schöne Aussicht war von Büchern umrahmt.- Nachdem wir einige Jahre dort gelebt hatten, wurden die Wälder Heimat für viele Tiere: man sah Bergschafe (Moufflons), Lamas, Amerikanische Strausse und Emus, selbst ein Känguruh, die durch das Sehfeld auf der Suche nach Futter zogen. Es kam mir immer merkwürdig vor, wie emsig die Tiere beschäftigt waren, wenn sie offensichtlich nichts zu tun hatten.

Als wir Syracuse verließen, bekamen wir verschiedene Warnungen von den "Nördlichen" in New York State vor dem Leben im Süden: alle Häuser sollten von Termiten unterhöhlt sein und plötzlich zusammenfallen. Leute sollten halbwild und religiös fanatisch sein, und jagten Neger wenn sie sie nur sahen. Hitze und Feuchtigkeit während der langen Sommer sollten unerträglich sein. Das Meiste stellte sich als unwahr oder übertrieben heraus; aber ich dachte doch, daß wir das Haus kühlen sollten. Eine Klimaanlage mit Röhren im Dach und Öffnungen in allen Decken wurde eingebaut. In Kombination mit Warmwasserheizungen im Winter erwies sich das als sehr angenehm. Ein neues Aluminium Dach brachte Isolation und Schutz vor Stürmen dazu.

Es war reichlich Platz, aber es gab keine ordentlichen Ställe für die Tiere. Hinter der Scheune, in den Wald schauend, befand sich ein langes Dach, unter dem "Antiquitäten" wie kaputte Bettgestelle, eiserne Feuerleitern, Röhren und anderer Unrat vom früheren Besitzer (Oberst Hutchinson) verstaubt worden waren. Er plante sie wohl als Reserven für einen Notfall. Mehr noch lag in den Wäldern herum, und es sah für mich entsetzlich aus; es beeinträchtigte die Feierlichkeit der Wälder. Ich ließ Lastwagen kommen und Alles wegfahren.

Der Raum unter dem Dach schien ideal für Ziegenställe. 1 1/2 meter hohe Scheidewände würden gebaut werden, wo die Luft darüber frei zirkulieren konnte. Das Dach würde Regen abhalten, da Ziegen selbst einige Tropfen verabscheuen. Ich dachte mir aus, eine große, leicht geneigte Zementplatte gießen zu lassen, in die aufrechte Pfosten eingelassen waren. Die Pfosten konnten später durch horizontale Bretter und Türen verbunden werden, um Ställe und Milchammer zu bilden. Die schließliche Struktur bewies ihre Praktischkeit während 21 Jahren Benutzung durch Generationen von Ziegen.

Der Zementmann fragte mich, wie dick ich gießen wollte, und ich sagte leichthin "60 cm". Das war zu viel, und aus anderen Gründen ein Fehler. Kurz nachdem wir in das neue Haus gezogen waren, erhielten wir eine Vorladung auf eine Klage der Zement Gesellschaft. Einer ihrer Mischlastwagen war umgefallen, als er den steilen Abhang an der Einfahrt vor der Brücke hinabfuhr, und er war in den danebenliegenden Sumpf gefallen. Der Zement sollte fest geworden sein, ehe der Wagen rausgezogen werden konnte, und infolgedessen konnte kein Kran ihn noch heben. Die Firma beanspruchte über \$ 10,000.- Ersatz.

So bald wir uns niedergelassen hatten, fuhr ich mit dem Rechtsanwalt in das nahe Gerichtsgebäude zur Verhandlung. Es stellte sich heraus, daß niemand der Beteiligten sich die Unglücksstelle tatsächlich angesehen hatte, und so kam die Sage von einer wackeligen, kaputten Brücke zu Stande. Durch Photographien konnte ich zeigen, daß die Einfahrt einen soliden Damm überquerte, unter dem eine Röhre gelegt war, die nicht zusammenbrechen konnten. Als es dann herauskam, daß der Lastwagen sehr alt war und seine Bremsen nicht gut funktionierten, mußte die Klage zurückgezogen werden. Der Richter entschuldigte sich freundlich dafür, daß ich so bald nach Umzug in den Süden solch eine schlechte Erfahrung gehabt hatte.- Das zeigte mir die "südländische Wildheit"!

Nachdem alle Vorbereitungen beendet waren, zügelten wir tatsächlich. Dank der großzügigen North Carolina Regierung, meinem neuen Brotherren, konnten wir Alles, was wir wollten, von einem Haus zum anderen mitnehmen; Gegenstände wurden in Manlius in Kisten gepackt und am Haus in Knightdale ausgepackt. Es gab dann noch die Pflanzen, Tiere und die Gemälde vom Besitz meiner Mutter, die Spezialbehandlung und hohe Versicherung verlangten. Ich entschied mich, das Problem so zu lösen, daß ich Alles selber hinunterfuhr, wobei zwei gute Freunde mir helfen wollten, indem sie mich auf der Reise ablösten. Inzwischen flogen Inge und die Kinder nach Raleigh, wo sie sich in einem netten Hotel in der Stadt niederließen, dem Sir Walter. Ich ließ ein Auto als Überraschung am Hotel abliefern, als sie ankamen, und die Mädchen begannen sogleich zur neuen Schule zu gehen.

Der frühere Besitzer des Anhängers,- den wir mit dem Scout-Auto von Syracuse nach Knightdale zogen,- hatte hinten Boxen für 2 Pferde und vorne mehrere kleine Ställe für Jagdhunde vorbereitet. Am frühen Morgen eines der letzten August-Tage 1966 luden David Peakall und ich Elise's Pony und den Esel in die Pferdeboxen, die Ziegen und den Bobtail Schäferhund Purcell in die kleineren Abteile. Die Gemälde fuhren mit uns hinten im Auto. Der erste Teil der Reise sollte uns nach Philadelphia bringen.

Als David und ich in Bryn Mawr ankamen, konnten wir die Tiere direkt auf eine eingezäunte Weide hinauslassen. David, Charles Reed und ich, die zusammen an einem Buch über Spinnennetze gearbeitet hatten, arbeiteten jetzt zusammen, einige fröhliche Tiere freizulassen; sie sprangen nach der eintägigen Gefangenschaft in engen Räumen fröhlich herum. Trudy Reed hatte es möglich gemacht, daß wir einen alten Bauernhof des Bryn Mawr College benutzten. Dies war wohl der letzte Gebrauch dieses Landes für Landwirtschaft; es würde bald einer neuen Riesenstrasse Platz machen müssen.

David flog den Abend zurück, und ich verbrachte den Abend mit den Reeds, schwimmend, redend, essend.

Da der zweite Teil der Reise länger als der erste werden würde, waren wir darauf aus früh zu starten. Der Esel hatte andere Pläne; er hatte entschieden, daß er vom Anhänger genug hatte und weigerte sich hineinzugehen. Wir verbrachten allerhand Zeit mit Ziehen und Schieben, um das Tier über die Rampe in den Stall zu kriegen.

Nach dem Kampf war die Fahrt leicht. Bei jedem Anhalten für Benzin oder Essen sammelte sich eine interessierte Menge um den merkwürdigen Transport. Es wurde schwierig, als die Sonne anfang unterzugehen; ein Fehler in der elektrischen Leitung verhinderte den Gebrauch der Scheinwerfer. Wir erwogen für die Nacht zu unterbrechen,- aber es wäre schwierig mit den Tieren gewesen. Durch schnelles Fahren gelangten wir in die Knightdale Einfahrt gerade bei sinkender Sonne.

John Marshall, den ich später beschreiben werde, wartete hilfsbereit auf uns. Unser neuer Nachbar, Wilder, überraschte uns mit einer Ladung trockener Blätter und Kiefernadeln als Streu, und die Tiere hopsten offensichtlich begeistert hinein. Die Pflanzen wurden gewässert und ins Haus getragen, und die müden Fahrer schliefen auf Matratzen auf den Schlafzimmer Fußböden.

Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß der Möbelwagen später den Tag ankommen würde. Wir fuhren früh in die Stadt, wo wir Inge und die Kinder im Hotel überraschten, als sie zum Frühstück kamen. Dies bedeutete das erfolgreiche Ende der Reise für uns Alle,- Lebewesen und Gegenstände,- von Manlius nach Knightdale.

Als die Möbelwagen ankamen, packte ich zuerst die Bücher aus. Als alle meine Lieblingsbücher die Wände um die Wohnzimmerfenster zu füllen begannen, fing ich an mich zu Hause zu fühlen und mich auf eine lange Zeit dort zu freuen. Es stellte sich heraus, daß es 21 Jahre werden sollten in einem Haus, das mir beinahe als Paradies erschien.

Zum Unterschied vom ursprünglichen Paradies, mußte etwas Arbeit hineingesteckt werden. Vielleicht am besten ist das an der Erfahrung mit der Einfahrt zu zeigen, die wir auf Deutsch wörtlich übersetzt als "Treibweg" bezeichneten. Das soll besonders beschrieben werden.

Im Gegensatz zu anderen Bauern der Gegend, hatten die früheren Bewohner unseres Hofes das Haus in der Mitte der 35 acres Land gebaut, beinahe eine halbe Meile von der Strasse. Dies war die einzige Zufahrt zum Haus. Die Ausblicke entlang des Weges waren herrlich und wechselnd: Felder, Wälder, ein See. Es war eine Freude diesen Weg entlang zu fahren, wenigstens beinahe immer.

In unseren frühen Tagen in Knightdale (Ritterthal) gab es Zeiten, wo wir nicht vom Haus zur Strasse fahren konnten, oder, schlimmer, von der Strasse zum Haus. Mehrmals, besonders nach einem Wolkenbruch, war der Teil der Einfahrt, der dem See nahe lag, vollständig überschwemmt. Die Marschalls, die am Eingang lebten, hatten Erfahrung mit solchen Fluten. Am Morgen nach dem Regen erschienen sie an unserer Tür um uns, wenn nötig, auf dem Rücken über das Wasser zu tragen!

Das Problem mit dem Regen hing mit der Form des Terrains zusammen. Die Einfahrt ging quer durch drei Tiefen. Das Regenwasser lief in den Tiefen ab und quer über die Einfahrt. Jedes Mal, wenn es regnete, bildeten sich tiefe Rinnen, und die waren schwer zu durchfahren. Eine große Röhre leitete einiges Wasser ab vom tiefen Thal beim See, aber sie war nicht weit genug bei starkem Regen.

Einen Sommer lebte ein Freund von Elise, den sie in Holland getroffen hatte, bei uns. Da er arbeiten wollte, sagte ich ihm, er sollte eine zweite Zementröhre legen, um die Stelle zu drainieren. Nachdem das Ganze mit großen Maschinen wieder eingeebnet war, pflanzte ich mehrere Arten Bambus an den Seiten, sodaß die Pflanzenwurzeln die Erde hochhalten konnten. So war eine schwierige Stelle beseitigt.

Nahe dem Ausgang gab es zwei Stellen, die sich oft in Sümpfe verwandelten. Wieder mußte man das Wasser von einer Seite zur anderen durchlaufen lassen. John Marshall und ich legten eine kleine Zementröhre, um das zu tun, aber kurz danach zermahlten die schweren Maschinen, die zum Seeumbau gebraucht wurden, die Röhre. Wir mußten es noch Mal tun.

Der steile Abhang am See bildete ein anderes Problem. Ein Felsen ragte hervor und schlug die Auspuffs kaputt. Lange, niedrige Autos litten am meisten; wir behaupteten, daß es besonders die Besucher mit Cadillacs attackierte.

Ein befreundeter Physiker sagte, halb im Spaß, halb aggressiv: "Sprengt den Felsen in die Luft", aber natürlich war das nicht so einfach: ohne den Felsen konnte die ganze Strasse weggewaschen werden. Die Lösung bestand darin, daß ein Cementlastwagen gerade genug Zement um die Nase goß, daß die Autos hoch genug fahren, um die Auspuffs unbehindert zu lassen. Als der Zement noch naß war, preßten die Kinder ihre Hände hinein und schrieben das Datum dazu.

Für unsere ganze Zeit in Knightdale wurde das ein Symbol für ein gelöstes Problem. Vor ganz Kurzem wurde die Zementbahn wieder durch einige schwere Lastwagen zerschmettert, und die neuen Besitzer hatten das alte Problem. Wir machten auch andere, dauerhaftere Änderungen.

Eine der Schönheiten der Farm war der See, den wir bald Elisensee taufte; er bot viele Vergnügen, aber auch Sorgen und Arbeit. Der See lag direkt unterhalb vom Haus, und er war durch einen Damm am Ende eines Sumpfes geschaffen worden. Der See war beinahe 2 acres groß, aber während vergangener Jahre war der Damm durch Fluten und Moschusratten Bauten geschwächt worden. An einigen Stellen war der Damm so eng, daß ein heftiger Regensturm drohte, ihn zum Durchbruch und Fall in den Bach zu bringen. Er mußte erneuert werden.

Ich begann damit, eine Mauer aus Zementblöcken an der höchsten, engsten und wackeligsten Stelle zu bauen. Nach vielen Jahren und Stürmen steht diese 2 meter hohe Mauer immernoch. Unterhalb der Mauer waren Felsen und ein kleiner Wasserfall; eine Steintreppe führte zum Wasser hinunter und zu einem kühlen Platz, wo man im heißen Sommer sitzen konnte. Hier konnte man auch Wasser zur Bewässerung der Tabackfelder stauen. Das Feld lag an der anderen Seite des Baches, dem Haus gegenüber.

Aber radikalere Veränderungen mußten gemacht werden, um klares Wasser zum Schwimmen zu bekommen, oder um Boot zu fahren, Fische, Enten und Gänse zu züchten. Ein Spezialist vom North Carolina Landwirtschaftsdepartement beriet mich. Von einer Liste mit Seen-erfahrener Tiefbauer, wählte ich einen kleineren Unternehmer aus, der hochempfohlen kam. Ich kaufte mir ein Buch über Management kleiner Seen. Die Arbeit sollte im Spätherbst beginnen, sodaß der See im Winter ablaufen konnte. Der Damm konnte dann gebaut und das Wasser durch Frühlingsregen wieder aufgefüllt werden.

Auf der anderen Seite des Dammes, der das untere Ende des Sees bildete, lag ein Sumpf. Gewöhnlich war der Spiegel des Sees 2 meter höher als der Sumpf. Ein schmale Rinne wurde durch den Damm gegraben, und das Wasser lief aus. Nur an der tiefsten Stelle blieb eine Pfütze, in der Fische überleben konnten. Vom Haus aus sah man jetzt eine Reihe Matschtümpel; und so blieb es einige Monate. Immer wieder verlegte der Bauunternehmer den Termin, wo er Alles beenden würde. Schließlich gab ich es auf.

Als ich einen neuen Bauunternehmer anheuerte, ging ich zum anderen Extrem und bekam das größte Unternehmen; Sie hatten besonders viel schwere Maschinen. Er sagte, daß er das Ganze in zwei Tagen fertigstellen konnte, d.h. den Matsch auskratzen, dem Boden neue Form geben, den Damm aufbauen und eine Abflußröhre vom Tiefpunkt des Sees in den Sumpf legen.

Bald danach erschienen eines Morgens einige enorme Maschinen. Eine Art Kran ließ einen Eimer hinunter, der durch Ketten gekippt werden konnte; er wurde wiederholt in den Matsch geworfen, wo er gefüllt, hochgehoben und schließlich in einen Lastwagen geleert wurde. Wagen nach Wagen fuhr die Einfahrt hinauf und leerte den fruchtbaren, reichen Matsch auf ein Feld nahe der Strasse. Auf der Rückfahrt transportierte der Wagen reinen Lehm, der von einem anderen Feld kam, und packte ihn an den Damm. Mit besonderer Sorgfalt wurde ein sanfter Abhang hergestellt. Ich hatte gelesen, daß die Moschusratten, die ihre Höhlen in den Damm bauten, nur in steilen Dämmen bauen konnten. Der neue Abhang war erfolgreich, und die Ratten kamen später nie wieder.

Die zwei Tage Umbau kamen mir wie Höllentage vor, und Lärm und Staub schienen kein Ende zu nehmen. Die schweren Maschinen rührten die Einfahrt auf, und Staubwolken breiteten sich über den stillen Hof aus. Der Zugang von Strasse zu Haus wurde schwierig. Aber die Anstrengung erwies sich als Wert das Leiden. Das neue Seebett füllte sich schnell, als die Frühlingsregen ankamen, und im Frühjahr konnten wir zum ersten Mal wieder schwimmen, angeführt von Tochter Lischen. Heute, 20 Jahre später, sieht man auf viele Jahre zurück, während denen Elisensee herrlich aussah, im Sommer gut zum Schwimmen war; und es wurde Wohnsitz für Fische und Vögel. Die zwei Tage Leiden waren es wert gewesen.

Im ersten Jahr, in dem wir in Knightdale lebten, bauten wir aus 4 Tonnen ein Floß, das durch einen Holzrahmen zusammengehalten wurde. Familienmitglieder oder Gäste lagen in der Sonne auf dem Floß oder schoben es mit einem langen Stab über den See. Ein Physiker-Freund fand den Winkel heraus, in dem man den Stab halten mußte, um gerade zu fahren.- Ein Nachbar erzählte uns, daß er die Überbleibsel einer bankrotten Fiberglas Fabrik bekommen hätte; daraus baute er ein grünes Ruderboot für uns. Das erinnerte mich an das Boot in Grunewald, in dem wir als Kinder viele Stunden auf dem Herthasee verbracht hatten,- dem See zwischen dem Haus meiner Mutter und meiner Großeltern.

Ein drittes oft benutztes Wasserfahrzeug war ein Pedalboot, das durch eifriges Fußtreten schnell vorwärts zu bewegen war und das durch einen Hebel gesteuert werden konnte. Wir hatten es von zwei alten Herren gekauft. Sie bauten regelmäßig solche Boote, mit denen sie im Sommer von Jahrmarkt zu Jahrmarkt reisten. Am Ende des Sommers, das mit der North Carolina State Fair zusammenfiel, boten sie es zum Verkauf an. Wir kauften es und erhielten gleichzeitig eine Karte mit ihrem Namen und Adresse, so daß wir uns mit ihnen für Reparaturen in Verbindung setzen konnten. Dies Boot ist auch immer noch auf dem See. Am Tage seiner Ankunft fuhr Herr Marshall, der Bauer, von dem ich mehr erzählen werde, mit dem Boot auf dem See hin und her.

Eine Zeit lang plante ich Fischzucht, aber außer dem Einsetzen, das ich beschreiben werde, kam ich nie dazu. Ich las, daß Barsch und Bream, die an der Oberflächē schwimmen, den See mit Schlamm-essendem Wels teilen können, was auch das Wasser klar halten würde. So fuhren Inge und ich zu einer Fischzüchterei nahe Raleigh und kamen mit 100 Babywelsen zurück. Etwa drei Jahre später wurde ein sehr großer Wels vom See zur Küche gebracht.

Wohl der erfolgreichste Fischer auf dem See war ein Mechaniker, der mein Auto in Ordnung hielt; er besaß eine Tankstelle nahe dem Spital, in dem ich arbeitete. Er berichtete, daß er über 70 Fische in einem Tag aus unserem See gezogen hätte.

Am überrschendsten war der Fang eines großen Aals, den mein Neffe Dieter Boedeker rauszog. Dieter besuchte uns von Deutschland kommend. Er berichtete, daß er ein Fachmann im Aalfang wäre, besondere Methoden dafür hätte. Ich erwiderte, daß Aale, die im Sargasso Meer Eier legen, nicht im See sein konnten, da wir keine offene Verbindung mit dem Meer hatten. Dieter fing nicht nur einen Aal, sondern er hinterließ auch Instruktionen im Gästebuch für Fangen und Zubereiten von Aalen. Er zeigte seine Kunst im Kochen wie im Fangen von Aalen, indem er uns ein sehr gutes Aalessen zubereitete.

Im Allgemeinen war das Fischen im See gut. Manchmal kamen völlig Fremde, die um Erlaubnis zum Fischen baten. Einige Besucher fingen garkeine Fische und machten den See verantwortlich. Indem ich mich an die Erfolge von Leuten wie den Mechaniker und meinen Neffen erinnerte, hörte ich die Klagen ruhig aber skeptisch an.

Dieters Anweisungen,- und die Postkarten, die wir von Zeit zu Zeit erhalten,- erinnern an andere Gastbuch Eintragungen,- zusammen zwei Bände,- die von der Freude unserer Besucher am See und an den Zimmern, in denen sie wohnten, berichteten. Über diese Zimmer muß jetzt geschrieben werden.

Das Haus war für uns gerade richtig, aber es besaß keine Reservezimmer für Gäste. Kurz nach dem Einzug begann Arbeit an zwei Reservezimmern im Dach der Scheune über der Garage. John Marshall, sein Sohn Billy und ich ersetzten eine wackelige Feuerleiter aus der Sammlung des Obersten und früheren Besitzers mit weiten Holzstufen, die außen am Gebäude aufstiegen. Außentreppen, die man an vielen Schweizer Häusern findet, waren immer Inges ganze Begeisterung gewesen. Ich fand heraus, daß die Weite meiner Stufen, die ich nach Platz statt nach Erfahrung entwarf, im Gebrauch etwas unbequem war~~en~~. Trotzdem war immer lebhafter Verkehr auf der Treppe, hinauf und herab. Als unsre Kinder heranwuchsen, hatten sie gerne Gesellschaften dort oben; es war so weit vom Haus, daß wir in Frieden schlafen konnten.

Das größere der oberen Zimmer war unfertig und hatte eine hohe Decke mit Trägern. Ein Bauunternehmer von Knightdale kam und isolierte Wände und Decke und ließ den Raum über den Trägern offen; das schräge Dach war mit Isolation und Kiefern Brettern innen bedeckt, was das Gefühl von reichlich Platz nach oben im niedrigen Zimmer gab.

Das Ende des größeren Raumes wurde in Wandschränke verwandelt, wo wir Kleider verstauen und Gäste ihre Kleider aufhängen konnten. Ein elektrisches Heiz- und Kühlsystem wurde eingebaut, sodaß es das ganze Jahr lang gemütlich war.

Wir erfüllten einen alten Traum, daß wir Wohnraum in einem extra Gebäude hatten, den man nach Wunsch an und abstellen konnte. Es war mir immer ungemütlich gewesen, daß im Haus meiner Großeltern große Säle und andere Räume offen standen und das ganze Jahr lang geheizt waren, ob in Gebrauch oder nicht.

Zwar wollte ich immer dort oben ein Mal schlafen, aber es kam nie zu Stande.

Der Wohnraum wurde weiter vermehrt, als ein Wohnanhänger im runden Einfahrtsweg aufgestellt wurde. Es war für Inges Mutter, Helene Feiler, berechnet, die unabhängig sein wollte, aber Fürsorge brauchte. Jeder Ort, wo sie je gelebt hatte, war ihr nach einer Weile über geworden, und ich dachte, daß ein Bewegungsheim, das immer verstellt werden konnte, das Problem lösen könnte. Es stellte sich als so gut heraus, daß sie dort den Rest ihres unabhängigen Lebens blieb.

Wir kauften den kleinstmöglichen Anhänger, ließen eine Innenwand herausnehmen, sodaß nur ein Schlafzimmer übrig blieb; dies hatte einen großen Wandschrank,- und es gab ein recht großes Wohnzimmer. An einem Ende des Wohnzimmers waren eine Eßecke und eine kleine Küche.

Der Eingang zum Trailer war nahe unserer Haustür, aber hinter Bäumen. Eine zweite Aussentür zum Trailer führte gegen den See hin. Davor war ein Balkon geplant, aber der wurde erst viel später gebaut. Man übersieht Elisensee. Es war ein schöner Blick vom Wohnzimmerfenster, wo man über Bäume auf den See und auf die jenseitigen Abhänge sah.

Jahre später, nachdem Inges Mutter gestorben war, wurde dies unser zweites Gästehaus, wo meine Schwester Motte sich besonders zu Hause fühlte, wenn sie jedes Thanksgiving kam. Sie betrachtete es praktisch als ihr eigenes Sommerhaus. Wenn jemand die Wohnungen benutzen wollte, konnte man Heizung, Wasser und Elektrizität anschalten, und es war sofort gemütlich. Es gab eine eingebaute Klimaanlage und ein gutes Badezimmer. Diese Wohnung erscheint auch oft in dem Lob, den Besucher in das Gästebuch schrieben. In den letzten Jahren unseres Aufenthalts in Knightdale wurde der Trailer für kurze Zeit die Käserei, - aber mehr darüber später.

Das nächste Gebäude, das zu beschreiben ist, war die ungewöhnlichste Zugabe zu dem Knightdale-Land. Nach der guten Erfahrung mit dem ersten Gewächshaus in Manlius, wo subtropische Pflanzen erfolgreich im warmen Boden verwurzelt waren, erträumte und baute ich eine noch magischere Welt von Blütenpflanzen in Knightdale. Direkt am Haus war kein Platz, und das Gebäude mußte frei stehen; es mußte besonders vor der heißen Sommersonne geschützt werden, und im Winter mußte es Zusatzheizung haben. Als ich einen Aufsatz über die Architektur in Spinnennetzen für *Interdisciplinary Science Reviews* schrieb, wurde ich mit der Schönheit und Praktischkeit des "geodesischen Domes" vertraut.

Buckminster Fuller hatte eine Struktur entworfen, die aus einem Gerippe starker Rippen besteht; diese bilden zusammenhängende Dreiecke, die klare Fenster umgrenzen. Die Struktur ist leicht, sie kann durchsichtig gemacht werden, und sie ist gleichzeitig sehr fest. Eine niedrige Mauer aus Zementblocks, zusammengehalten durch Faserzement, würde als Fundament dienen. Die ganze Struktur hatte schließlich 8 Ecken und einen 5 meter Durchmesser. Die unteren Dreiecke konnten auf die Mauer aufgeschraubt werden. Die oberen Dreiecke waren mit Schrauben an den unteren befestigt, bis ganz oben Alles in einer 3 m hohen Spitze zusammenkam.

Ich sägte die Rippen aus Rotholz und bedeckte sie mit durchsichtigem Fiberglas. Zwei Studenten aus der School of Design von der N.C. Staatsuniversität kamen auf meinen Hilferuf hin. Sie konnten recht kunstvolle Berechnungen der Winkel ausführen und die Tischlerei für die Rippen vollenden. Es ergab sich ein großer, geschützter Raum über einer beinahe kreisförmigen Grundlage. Büsche, Kletterpflanzen und kleine Bäume konnten direkt im Boden unter dem schützenden, durchsichtigen Dom wurzeln. Große Bäume in der Nähe schützten vor heißer Sonne.

Wenn man den Dom betrat, konnte man einen von 2 Kieswegen wählen: jeder endete an einem Sitz an verschiedenen Seiten. Größere Pflanzen wuchsen in der Mitte, kleinere nahe der Aussenseite; und ich baute ein breites, hölzernes Fensterbrett für Blumentöpfe ringsherum.

Ein Erfolg im Anfang war das Blühen und Frucht an einer Zwergbanane: *Musa nana Cavendishi*. Verschiedene Lantana und Plumbago wuchsen als Büsche, beinahe das ganze Jahr lang farbig blühend. Ein Zwergcitronenbaum trug Früchte. Verschiede Baumfarren erreichten stattliche Höhen, nachdem ich kleine Wurzelstücke aus dem Regenwald von Puerto Rico (El Yunque) mitgebracht hatte. Eine Maréchal ~~Nel~~ Rose rankte in der Höhe und sandte einen köstlichen Duft aus, - wie in meinem früheren Leben in Grunewald und Syracuse.

Viel Wachstum war eine Folge dessen, daß ich 1 meter tief den Lehm ausgegraben hatte und mit einer Mischung aus Mutterboden, gealtertem Mist und Torfmull ersetzt hatte. Man mußte regelmäßig viele Pflanzen zurückschneiden. Oft saß ich in der Mitte des Gewächshauses, besonders im Winter, und träumte, daß ich zu entfernten Urwäldern verreist war.

Oben habe ich erwähnt, daß ich bei meinem ersten Besuch Knightdales Leute im Feld arbeiten gesehen hatte. Das Ganze war ein funktionierender Hof, - als solcher registriert, - und wir bekamen jährlich wechselnde Zuteilungen von Taback, Baumwolle etc.: ein Feld war in der "Landbank", wo der Eigentümer dafür bezahlt wurde, daß er dort nichts anbaute. Die Arbeit wurde nach einem lokalen, langjährigen System geleistet, das gute und schlechte Seiten hatte: eine Familie, die Marshalls, lebten umsonst in dem kleinen weißen Haus am Anfang der Einfahrt; sie leisteten die meiste der landwirtschaftlichen Arbeit, und dafür erhielten sie 50% aller landwirtschaftlichen Einkünfte.

Hier will ich die Marshall Familie beschreiben, die uns so nahe lebte, etwas von uns abhängig war, so wie wir von ihnen abhingen; unsere Beziehungen zu ihnen wuchs zu Freundschaft, die unseren Umzug vom Hof in Knightdale in die Stadt Raleigh 1986/7 überlebte.

Nach Erzählungen hatte Herr John Marshall Arbeit als "Tenant Bauer" für die früheren Eigentümer unseres Hofes, (Oberst und Frau Hutchinson) als junger Mann begonnen. Frau Hutchinson, eine freundliche Dame, die manchmal etwas feudale Züge zeigte, berichtete uns, daß sie John befohlen hatte, das Mädchen zu heirathen, mit dem er damals befreundet war, - jetzt Frau Lois Marshall. Beide waren Kinder von Pfarrern in Dunn, einer kleinen Stadt südlich von Raleigh. Die Familien waren ursprünglich aus Afrika und waren sicher lange Zeit Sklaven gewesen. Sie hatten dunkle Haut, dicke Lippen, Kräuselhaare und und runde Köpfe. Sobald man sie traf bemerkte man ihre offene Art und das freundliche Lächeln. Sie hatten zwei Kinder: ein älteres Mädchen namens Jaqueline und einen jüngeren Sohn namens John William junior, Billy genannt.

Als wir ankamen gab es noch strenge Trennung zwischen dunkel- und hellhäutigen Bürgern, und die Schulen für die Marshall Kinder waren getrennt von denen, in die Elise und Mary gingen. Das begann sich zu ändern.

Von Anfang an sah ich John Marshall oft, um die Landwirtschaft zu besprechen. Wie bereits erwähnt, lieferte er überlieferungsgemäß alle Arbeit für den Hof, entweder durch seine Familie oder mit Angestellten, und ich bezahlte alle Ausgaben wie Maschinen, Saat, Dünger etc. und sorgte dafür, daß er und seine Familie mietfrei ein Dach über dem Kopf hatten. Er erschien auch freiwillig jeden Sonnabend Morgen an unserem Haus und fragte, ob ich mit den Tieren, Ställen, dem Haus Hilfe brauchte. Ich blieb besonders an diesem Tag immer zu Hause.

Es gab aber auch traditionsgemäß keinen Vertrag zwischen ihm und mir, weder geschrieben noch mündlich. Ich las Geschichten, daß Tenant Bauern öfter mit der ganzen Familie einen Hof über Nacht verließen, ohne Bescheid zu geben. Dies deutete Unzufriedenheit mit der Behandlung an, oder sie hatten eine bessere Stelle gefunden. So war offensichtlich meine Abhängigkeit von ihm und meine finanzielle Sicherheit als Landbesitzer ausgewogen durch seine Freiheit zu wählen, - nach Wunsch zu kommen und gehen. - Ich beschreibe dies für Leute die glauben, daß der alte Südländische Landbesitzer eine Art Sklavenhalter war, der alle Rechte und keine Pflichten hatte. Es war sicher zu meinem Vorteil, und es entsprach meinen Wünschen, daß ich dafür sorgte, daß die Marshall Familie in ihrem Haus am Eingang des Hofes blieben. Die Geschichte einer langen und vertrauenden Beziehung zwischen John und mir illustriert dies.

An einem der ersten Sonnabende, als John zum Haus kam um zu arbeiten und zu reden, - die Unterhaltung konnte über ernste Probleme wie Leben und Tod, Religion, Nationalismus etc. kreisen, - fragte ich ihn direkt, ob er plante hier zu bleiben zum arbeiten. Er sagte, daß er sich noch nicht entschieden hätte. Ich schlug vor, daß er sich für ein Jahr verpflichtet, - eine Versuchsperiode, - nach der wir es wieder besprechen würden. Ohne sich festzulegen sagte er, daß dies ihm angenehm erschiene. Er erzählte mir, daß er, sobald er mich gesehen und mit mir gesprochen hatte, überzeugt war, daß ich der neue Besitzer sein und lange bleiben würde. Er hatte gleich gefühlt, daß ich der neue Hofbesitzer wäre. Wir lachten beide. Scheinbar entwickelte sich früh gegenseitiges Vertrauen.

Nachdem wir ein Jahr lang zusammen gearbeitet hatten, während dem ich froh über unser Verhältnis und seine Arbeit gewesen war und die Tage zu seiner Entscheidung gezählt hatte, fragte ich John wieder. Dies Mal antwortete er, daß er lange angenommen hätte, daß die Frage entschieden war. Er hatte keine Absicht zu wechseln. - Dies um die Würde der Freiheit zu zeigen.

Inzwischen hatten zwei Ereignisse stattgefunden, die zu unseren Gunsten wirkten. Inge hatte Frau Marshall gefragt, ob sie regelmäßig unser Haus reinigen und ein Gehalt annehmen würde. Wie ihr Mann, zögerte sie zuerst sich zu verpflichten. Nach einigen Wochen hatten wir uns Alle daran gewöhnt Frau Marshall jeden Wochentag Morgen die Einfahrt zu unserem Haus heraufgehen zu sehen und mit Besen und Schippe zu arbeiten. Sie arbeitete in ihrem eigenen Tempo und an von ihr gewählten Aufgaben. Sie war sehr tüchtig dabei, das Haus sauber zu halten. Wir schätzten sie zunehmend, besonders wenn sie über die Blumen berichtete, die sie bei ihrem Gang beobachtet hatte oder über die Schönheit des Morgenhimmels sprach. Sie erleuchtete jedem den Tag mit ihrem strahlenden Lächeln. Wir begannen zu ahnen, daß sie tatsächlich die wenigen Stunden von zu Hause weg genoß, und wir beobachteten, daß sie sich dafür immer besonders anzog. Das Einkommen von der Arbeit schien auch der Familie zu helfen.

Der zweite Fortschritt in unserer Lehrzeit als Südliche Landbesitzer kam mit dem Umbau des Marshall Hauses. Das Haus zu verbessern war für uns als Besitzer vorteilhaft, und wir konnten das Einkommen vom Hof auf diese Weise gut verwenden. Ich war darauf bedacht nie das Haus zu inspizieren und den Lebensstil zu kontrollieren. Nachdem John mir berichtet hatte, daß die heranwachsenden Kinder keine eigenen Schlafzimmer hatten, verpflichtete ich einen kleinen Bauunternehmer aus Knightdale Raum anzubauen. Die Veränderungen wurden mit John am Sonnabend Morgen besprochen. Es würde ein neues Elternschlafzimmer geben, eine gute Küche und ein Bad mit fließendem heißen und kalten Wasser. (Man fragt sich warum die wohlhabenden Hutchinsons nie daran gedacht hatten!) Während ich den Umbau finanzierte, traf John die Entscheidungen. Er erwies sich als sehr sparsam, und er paßte auf, daß nicht ein Pfennig verschwendet wurde. 25 Jahre später lebt John noch dort.

Jetzt, nach 25 Jahren, lebt seine Tochter Jackie, die inzwischen verheirathet und geschieden ist, in einem Trailer nebenan. Der Sohn Billie lebt mit Frau und Sohn John W. Marshall III neben dem Trailer in einem neugebauten Backsteinhaus, das er auf 1,9 acres Land baute. Die hatten wir ihm geschenkt als wir in die Stadt zogen. Er hat erfolgreich das Studium der Ernährungswissenschaften an der Staatsuniversität in Raleigh beendet und arbeitet in einer Aufseherstellung in einer Nahrungsfabrik.

Eine Veränderung, die während der Jahre unseres Zusammenlebens erfolgte, hat mit der Verbesserung der Geldsituation zu tun. Traditionsgemäß borgte der Tenant Geld vom Besitzer, und das wurde später nach der Ernte von seinem Gewinn abgezogen. Es war ein ständiger Kreis von Schuld und Rückzahlung, was ich etwas peinlich fand. Nach ein paar Jahren sagte ich John, daß ich ihm die letzte Schuld erlassen würde, wenn er mit dem Einkommen versuchen würde auszukommen nachdem er es erhalten hatte. Dies stellte sich als erstaunlicher Erfolg heraus.

Während der Jahre wurden die Tenant Bauern warme und gute Freunde. Als Frau Lois Marshall an Krebs starb, etwa 15 Jahre nach unserem Kommen, gingen wir alle zur Beerdigung. Der Sohn bat uns in der Kirche zusammen mit den nächsten Verwandten zu sitzen. Der Südliche Gottesdienst war erschütternd: es wurde viel gesungen und geklagt. Die Worte des Pfarrers werden mir immer im Gedächtnis bleiben, wenn er sagte, daß wir nun Frau Marshalls freundliches Lächeln entbehren würden.

Selbst nachdem wir den Hof verlassen hatten und in die Stadt Raleigh gezogen waren, kamen die Marshalls oft um uns zu sehen. John schaute herein um herauszufinden, ob wir seine Hilfe brauchten. Er baute ein nettes Gerätehaus im Stadtgärtchen, reparierte das Holz der Terrasse und machte einen Juweliertisch für Inge. Nach einer Hüftoperation mußte ich fest im Bett liegen. John kam täglich, wenn Inge ausging. Er half mir auf, bis ich wieder gehen konnte. Ich höre ihn noch sagen: die Heilung geht viel zu schnell! Ich glaube, daß er genoß hilfreich zu sein, und daß er unsere Gesellschaft gerne hatte. Unsere erwachsenen Kinder und wir freuen uns auf die Weihnachtsfeiertage, wenn wir jedes Jahr Zeit mit den Marshalls verbringen.

Ich hatte mich immer für Landwirtschaft interessiert, besonders für die Verwaltung eines kleinen Hofes. Ich fühlte mich ausgelassen, als mein Stiefvater alle Entscheidungen auf dem Hof meiner Mutter, Sankt Georgenhof, traf, und ich fand ihn recht schlecht verwaltet. Später überredete eine Gruppe von Onkel, Tanten und andere Verwandte meine Mutter, sie den Georgenhof manipulieren zu lassen, bis ich nach dem Tod meiner Mutter entschied ihn zu verkaufen. Jetzt konnte ich meinen eigenen Hof verwalten.

Im ersten Jahr in Knightdale drehte sich die ganze Landwirtschaft in der Gegend um Taback, der die überkommene geldmachende Ernte der Gegend war. So viel ich weiß gibt es nur zwei Regionen in der Welt, wo der gute Virginia Cigaretten Taback gezogen werden konnte: Rhodesien (jetzt Zimbabwe und Sambien) und die Fußhügel der Küstenebene von Virginien, den Karolinas und Georgien. Besondere Anbaumethoden, Boden und Klima charakterisieren diese Gegenden. Sehr wichtig war, daß er beinahe ohne teure Maschinen auf kleinen Höfen gezogen werden konnte.

Die Menge Taback, die wir anbauen durften, war durch ein Zuteilungssystem bestimmt. Jedes Jahr wurde uns mitgeteilt, wie viele acres des Hofes wir für Taback nutzen durften, und wieviel Pfund Blätter verkauft werden konnten. Wenn man sich an die Regeln hielt, waren Verkauf und Mindestpreis garantiert. So viel ich weiß half dieses System dazu, daß die Kleinbauern das Rauf und Runter des Welt Taback Marktes überleben konnten. Mit meinem Einkommen von anderswo war ich nicht, wie die lokalen Bauern, vom Taback abhängig; aber auf jeden Fall gab der Taback, wie sich herausstellte, John und mir ein ständiges Einkommen.

Das Wachsen und die Fürsorge für die Pflanzen regierte die Jahreszeiten. Saatbeete wurden im Frühling beräuchert, um die Schädlinge zu töten; sie wurden mit Tabacksamen bestreut und mit langen Schutzplanen bedeckt. Wenn sie dicht wuchsen und das Wetter günstig war, wurden die kleinen Pflanzen einzeln in langen Reihen ausgepflanzt. Jedes Saatbeet produzierte viel mehr Pflänzchen als nötig, aber man mußte genau den richtigen Moment abwarten. Nachbarbauern besuchten Felder der Anderen, damit die Pflänzchen von genau der richtigen Größe im besten Moment ausgepflanzt werden konnten; dabei herrschte eine gute Zusammenarbeit.

Eine merkwürdige Maschine wurde zum Pflanzen benutzt. John Marshall und sein Traktor zogen ein Gerät, auf dem zwei Leute, meist Lois Marshall und Tochter Jackie, rückwärts saßen. Sie legten Pflänzchen einzeln in kleine Schaufeln, die auf einem Rad befestigt waren. Während die Maschine sich vorwärts bewegte, drehte sich das Rad und steckte jede Pflanze fest in die Erde. Wasser wurde an jeden neuen Wurzelballen gespritzt. Die fertigen, langen Reihen von Pflanzen sahen für mich immer besonders gut aus.

Sobald das Pflanzen beendet war, begann die Warteperiode, - die erste Phase dessen, was ich das "Freiluftglücksspiel" nannte. Es konnte zu viel Regen zu früh kommen. Wenn aber zu lange garkein Regen kam, starben die meisten Pflanzen, und es mußte noch ein Mal gepflanzt werden. Um mit Trockenperioden fertig zu werden besaßen wir, - wie die Meisten, - Bewässerungsrohre und Sprenger. Sie mußten auf das Feld gelegt und mit der Pumpe verbunden werden, sodaß Wasser aus dem abgedämmten "Ice Pond Creek" gepumpt werden konnte. Es war anstrengend und zeitraubend; und nach kurzer Zeit mußten die Rohre wieder aufgenommen werden, sodaß der Pflug zwischen den Reihen fahren konnte. Ich erinnere mich an mehrere Gelegenheiten, als der Regen begann, gerade nachdem die Rohre ausgelegt worden waren. Glücklicher Weise kamen diese Bewässerungs Gelegenheiten nur alle paar Jahre.

Zuerst wurde Kunstdünger für schnelles Wachstum zugesetzt, und dann wurde künstlich Unterernährung erzeugt, um den besonderen Duft in den Blättern zu bekommen. Beide Vorgänge mußten sorgfältig dem Wachstum der Pflanzen angepaßt werden. In den frühen Sommermonaten genoß ich den Anblick der wachsenden Tabackpflanzen; man konnte die Felder auf verschiedenen Höfen vergleichen, wodurch man auf Geschicklichkeit, Fleiß und Glück der verschiedenen Bauern schließen konnte.

Die Ernte der Blätter begann im frühen August. Das Wetter war dann meist sehr heiß, und die Blätter waren klebrig. Das war der arbeitsintensivste und lohnendste Teil des Tabackjahres. Pflücker, die die Reihen entlang rannten, brachen die untersten Blätter mit der rechten Hand ab, und sie sammelten diese Blätter unter dem linken Arm.

Hölzerne Schlitten, die vom Traktor oder durch Maultiere gezogen wurden, wurden von den Arbeitern mit Blättern beladen. Im Laufe der Wochen kamen auch die oberen Blätter der Pflanzen, die später reiften, dran. Es war harte und erschöpfende Arbeit. Elise wollte extra Geld verdienen, und sie half Nachbarn bei der Ernte. Es freute mich, daß sie das tat, da es sie mit einer der Grundtätigkeiten der Gegend, in der wir lebten, bekannt machte.

Die Blätter wurden in Bündeln an hölzerne Stäbe gebunden. Wir hatten zwei Fermentierscheunen. Die Blätter an den Stäben wurden über Balken so gelegt, daß Luft frei durchfließen konnte. Hitze kam von Brennern am Boden der Scheune. Der Taback wurde mehrere Tage lang fermentiert. Dann wurden die Blätter von unseren Arbeitern sortiert, während sie singend in einem hölzernen Häuschen sassen. Bündel der sortierten Blätter wurden in großen Leinentüchern zusammen gebunden und auf ein Lastauto geladen. Meist brachte John Marshall am Ende der Woche die neueste Ernte zu einem nahen Auktionshaus. Am Abend kam er mit 2 Schecks zurück, einem für den Besitzer, den anderen für sich.

Da der Preis von Woche zu Woche fluktuierte war es immer spannend jede Woche auf das Resultat des "Freiluft Glücksspiels" zu warten.

Später, in den späten 1970er Jahren, begannen Bauern mehr Maschinen zu verwenden und brauchten weniger Handarbeit. Die Bündel an den Stöcken wurden nicht mehr mit der Hand befestigt- wir kauften eine Maschine, die das tat. Leute, die Blätter sammelten, saßen jetzt auf großen Konstruktionen, die sich über die Pflanzenreihen bewegten. Die Fermentierungs Scheunen waren keine hölzernen Gebäude mehr, sondern vorgefabrizierte Metallkästen, die durch Spezialtraktoren gefüllt und geleert wurden.

Das alte Tenant System begann zu verschwinden. Kleine Höfe wie unserer konnten sich nicht die großen Maschinen leisten, und selbst die Stundenarbeiter wurden nicht mehr gebraucht. Die Marshalls erreichten ein Alter, wo solch schwere Arbeit unrathsam war. Ich entschied mich, den Taback Anbau aufzugeben. Wie im Gesetz geregelt, verkaufte ich meine Tabackzuteilung einem Nachbarn, der dann mehr als früher pflanzen und seine Maschinen abzahlen konnte.

Ich war erleichtert, die Tabackjahre zu beenden, obwohl ich die verschiedenen Tätigkeiten genossen hatte, das Singen, die jährlichen Rhythmen der Feldvorbereitung, Pflanzen, Ernten und Fermentieren. John Marshall wurde jetzt mein Angestellter, und ich suchte nach neuer Verwendung für meine Felder. Ein Zeitalter war beendet, ein neues angefangen!

Da ich sehr mit der Fütterung all der Tiere, die ich erworben und gezüchtet hatte, beschäftigt war, entschied ich mich den Hof auf Futterverzicht umzustellen. Wenn die Herde der Milchziegen saubere Milch liefern sollte, mußte gutes Heu möglichst frei von Giftresten beschafft werden.

Als Junge auf dem Hof meiner Mutter, Sankt Georgenhof, hatte ich die biologisch-dynamischen Düngemethoden gesehen (siehe "Kindheitserinnerungen I"). Seitdem war ich den Schriften über Feldwirtschaft ohne chemische Dünger gefolgt, und ich hatte gelernt, wie man Gebrauch von Pestiziden und Herbiziden vermeiden konnte. Ich hatte sogar einige Laboratoriumsversuche über das Schicksal der "Gifte" im Körper ausgeführt. Mein Freund David Peakall hatte den Schaden entdeckt, den DDT den Eierschalen von Raubvögeln zufügte. So lange John Marshall Taback zog, konnte ich dies Wissen nicht gebrauchen; es gab keinen Ersatz für den Gebrauch von Kunstdünger und Herbiziden, gefolgt von Aushungern der Tabackpflanzen. Jetzt begann ich intensiv zu lesen, nahm Kurse an der Universität, und ich schloß mich einer Organisation von Kleinbauern an, die "Landbewahrung" betonte. Ein junger Landwirt nahe Chapel Hill, Tandy Jones, wurde mein Lehrer und Freund. Er hatte den Erbteil seines Familienvermögens benutzt, um Land zu kaufen und darauf organischen Ackerbau zu treiben. Wie ich war er kein Fanatiker, eher ein nachdenklicher organischer Landwirt.

Die Felder wurden nun mit Stickstoff bindenden Hülsenfrüchten wie Klee und Alfalfa bepflanzt, die die Bodenfruchtbarkeit verbesserten. Diese Pflanzen mußten mehrmals im Jahr gemäht werden. Ich wurde von einem Nachbarbauern abhängig, der schnitt und Ballen machte, da wir nicht die nötigen Maschinen hatten. Ein naher Tabackbauer benutzte seine Freizeit um für mich diese Arbeiten auszuführen.

Diese Abhängigkeit führte ein neues Element in das "Freiluftglücksspiel" ein. Der Erfolg hing nun nicht nur vom Wetter, sondern auch vom Nachbarn ab. Der Unterschied zwischen Erfolg und Mißerfolg war groß. Ein Feld, das in guten Zeiten mehr als 100 Ballen Heu produzierte, konnte in schlechten Zeiten 10 bis 20 Ballen liefern. Ich gewann etwas Einsicht in die Schwierigkeiten, die Kleinbauern in USA und der ganzen Welt hatten. Ich fand heraus, daß das Unterstützungssystem für Landwirtschaft meist den Großbauern zu Gute kam., Als Kleinbauer erhielt ich ein Mal einen Cheque für \$18.- für Land in der Landbank; ein Senator-Großbauer erhielt im gleichen Jahr \$ 200,000.-. Ich fand wieder, daß es günstig war, daß ich nicht vom Einkommen des Hofes abhängig war, sondern bei Mißerfolg Futter vom Berufs Gehalt kaufen konnte. In guten Jahren hingegen war das landwirtschaftliche Einkommen beträchtlich!

Mein Traum, daß ich vom Staatsdienst zurücktreten und viel draussen auf dem Hof arbeiten konnte, wurde erst gegen Ende meiner Zeit als Hofbesitzer verwirklicht. Um den Traum wenigstens ein paar Jahre zu leben, trat ich mit 62 Jahren, statt mit 65 in den Ruhestand.

Zu der Zeit, unter Berücksichtigung der Größe des Hofes, seiner Baulichkeiten und wegen meiner Erfahrung mit Tierzucht, entschied ich mich die Landwirtschaft auf Ziegenkäse Produktion umzustellen.

Das neue Unternehmen wurde in Stadien entwickelt. Zuerst begann ich die Zahl der Milchziegen Herde zu vergrößern. Anstatt wie bisher die jungen Ziegen jedes Jahr zu verkaufen, behielt ich sie. Ich kaufte einen besonders vielversprechenden Bock von fremder Herkunft; dieser und die bereits gezüchteten Böcke gaben mir eine Wahl beim Züchten.

Indem ich Französische, Englische und Deutsche Bücher als Anweisung benutzte, experimentierte ich mit verschiedenen Käse Herstellungsmethoden in der Küche des Trailers. Diese war frei so lange wir keine Gäste hatten. Es war wichtig bei der Produktion auf einen Käse hinzuzielen, der gut schmecken und verkäuflich sein würde. Ein Geschmackstest war nötig.

Die Hochzeit von Mary mit Rick Ruggles war die beste Gelegenheit dafür. Es war 1981, und etwa 120 Gäste wurden erwartet. Ich machte 10 verschiedene Arten von Käse, gab ihnen deutliche Nummern und legte sie auf ein hölzernes Regal, das John Marshall gebaut hatte. Neben den Käsen lagen Messer, Brot und Stimmzettel. Jeder Gast war aufgefordert so viel verschiedene Käse wie möglich zu kosten und sie auf dem Zettel nach Vorliebe zu ordnen.

Das Ergebnis war deutlich signifikant: die meisten zogen Käse A vor, der nach einer etwas variierten Cheddar Methode hergestellt war. B war zweite Wahl und erhielt auch einige höchste Stimmen. Jetzt konnte Produktion beginnen.

Nun mußte ich mich mit dem Nord Karolinischen Landwirtschaftsdepartement in Verbindung setzen, da dies alle Nahrungsproduktion übersah und genehmigte. Ich informierte mich über berufliches Käsemachen und die Inspektion. Beim ersten Besuch des Inspektors wurde mir klar, daß ich zwei Räume und einige Spezialausrüstung brauchte. Ein neuer Raum würde eine Melkkammer sein, die kaltes und warmes fließendes Wasser hatte, waschbare Wänden und Fußboden, und getrennt von den Ställen lag. Mit Helfern baute ich eine neue Melkkammer unter dem alten Dach neben den Ställen, wo die Ziegen leicht hineinkonnten und wo ich unter hygienischen Bedingungen melken konnte. Vom Gesetz nicht gefordert, aber von den Ziegen verlangt, war ein trockener Gang vom Stall zur Kammer. In der Kammer war ein Stand, auf den die Ziegen zum Melken sprangen; diesen hatte ich mit meinem Freund Charlie Reed 20 Jahre früher gebaut; daneben stand der Melkschemel mit einem von Lischen genähten Kissen.

In der Scheune wurde ein Raum im Parterre und einer im ersten Stock umgebaut: der untere wurde Käseküche, der obere Bureau für Buchführung.

Die Käseküche grenzte hinten an die Hinterwand der Melkkammer, und sie hatten die gleichen Heiß- und Kaltwasser Leitungen. Wände und Decke mußten abwaschbar sein, und ein waschbarer Zementfußboden neigte sich gegen ein Abfluß Loch. Ich malte den Boden der Käsekammer und die Decke des Bureau strahlend Blau, was von den weißen Wänden und Formica bedeckten Tischen und dem Silber der rostfreien Stahlgeräte angenehm abstach. Es gab eine handbediente Britische Käsepresse und ein pH meter; das letztere diente zur Überprüfung der Reifung. Ich konnte nicht die allgemein kaufbaren Käsemach Geräte benutzen, da sie alle für größere Milchmengen eingerichtet waren, als ich je haben würde.

Beinahe 8 Jahre lang verbrachte ich täglich einige Stunden in der Käserei und in der Melk Kammer. Ein Freund, Louis Ferdinand Adelsheim, nahm einen Videotape von der Produktion auf. Den Rest des Tages verbrachte ich mit Hofgeschäften, Gärtnern und Ziegen Spaziergängen.

Das meiste Futter für die Tiere wurde jetzt auf dem Hof geerntet. Es war ein Triumph, als das Staatslaboratorium in unserer Milch keine Spur von Herbiziden oder Pestiziden entdecken konnte. Mit der Zeit wurde die halbjährliche Inspektion durch den Staat mehr ein gesellschaftliches Ereignis, als etwas Drohendes. Ich war der Einzige Ziegenkäse Produzent in der Gegend, und die Zeit des Inspektors wurde zwischen mir und einem anderen Produzenten seltener Nahrungsmittel geteilt: der Chapel Hill Räucherfisch Gesellschaft. Der Inspektor brachte immer Grüße von Einem zum Anderen, von Kleinbetrieb zu Kleinbetrieb. Wir fragten uns, was der Inspektor mit dem Rest seiner Zeit anfang; wir fanden das nie heraus.

Mein Käse wurde mit nicht-pasteurisierter Milch gemacht. In solcher Milch bleiben die Bakterien am Leben, der Käse altert weiter (nach 60 Tagen sind die pathogenen Bakterien abgestorben), und der Geschmack verändert sich von frisch und mild zu alt und scharf. Es war also wichtig, den Käse zum Konsumenten in gerade dem richtigen Augenblick zu bekommen.

Es war kein Problem die harten, weißen Käse im Kühlschrank der Käserei aufzubewahren und sie direkt vom Hof zu verkaufen. Leute hörten davon und fuhren hinaus, um ein paar Pfund Käse direkt bei uns zu kaufen. Sie konnten dabei einen Land Besuch machen und die Ziegen ansehen. Manchmal kamen viele Käufer, manchmal wenig. Da es schwer war den Nachschub dem Bedarf anzupassen, verkaufte ich überzählige Käse an die Raleigh Cooperative. Zu meinem Ärger fand ich meine guten Käse manchmal in verdorbenem Zustand dort ausgestellt- die Coop ließ die Käse manchmal auf einem Vorratsgestell im Hinterraum wochenlang liegen. Um das zu vermeiden bot ich an den Käse ein Mal die Woche dort zu schneiden und zum Verkauf fertig zu machen. Das half etwas.

Die vielen Käseläden in Frankreich und der Schweiz kennen das Problem, und regeln Nachschub und Nachfrage entsprechend. Obwohl ich versuchte die Situation zu verbessern indem ich das Produktionsdatum auf den Schildern vermerkte, blieb es ein Problem während meiner ganzen Käse Produktions Laufbahn.

Das Etikett auf jedem Käse hatte die Aufschrift: "Pete's White Cheese" und die Information, daß er von nicht-pasteurisierter Milch aus einer Herde gesundheits getesteter Ziegen gemacht war. (Ich hatte durch einen Veterinär regelmäßig Blut und Urin untersuchen lassen). Das Etikett war von Mary entworfen und zeigte eine junge und eine erwachsene Ziege auf kleinen Hügeln. Der Name war ausgesucht um die Farblosigkeit des Ziegenkäses zu betonen und als normal anzupreisen. Die meisten Ziegenkäse Hersteller setzen gelbe Farbe zu, um den Käse attraktiver zu machen; ich hielt dies für falsch. Ich wollte keine Chemikalien drin haben

Der Käse verkaufte sich meist gut: viele treue Käufer kamen regelmäßig zum Hof. Meine besondere Methode war ein longitudinaler Produktionsprozess, wie der den nach meiner Kenntnis August Thyssen in die Waffenherstellung einführte. Er verdiente Millionen, weil er alle Stadien der Herstellung besaß von Kohlen- und Mineralgruben, zu Schmelzereien, Raffinerien, Maschinenbau Geräte bis zu Waffenfabriken. Ich besaß Alles von Futterproduktion, über Ziegenzucht, Milchproduktion und Käsemachen auf dem Hof. Ich verdiente zwar keine Millionen, aber es war eine wertvolle Erfahrung zusätzlich zu dem früheren Lehren und Forschung.

Der Bericht vom Landleben ist wohl am besten abgeschlossen mit der Schilderung der Einrichtungen, die über die Jahre für die anderen Tiere auf dem Hof getroffen wurden. Während die Zahl und die Arten zunahmen, mußten mehr Unterkünfte und Ausläufe geschaffen werden.

Eine Scheune zur Unterbringung von Heu wurde 1981 gebaut. Ehe sie für Heu verwendet werden konnte, diente sie als Schale für das Tanzorchester bei Mary und Rick's Hochzeit. Die Musik tönte von dort über den Hof, auf dem sich fröhliche Paare auf dem Sandboden drehten.

Die Ziegen hatten ihre Unterkunft nahe dem Haus, aber durch die Scheune von dort abgetrennt. Weder Lärm noch Gerüche konnten das Haus von dort erreichen. Das war ähnlich den Stallanlagen in Sankt Georgenhof. Unter dem langen Dach waren Boxen zwischen tief in Zement gesetzten Pfosten gebaut. Einzelne Ställe konnten der Zucht, dem Jungekriegen oder Aufzucht der Kleinen zugeteilt werden.

Als die Ställe für die Käseherstellung erweitert werden mußten, baute ich eine extra Einzäunung um 3 Böcke zu halten. Ihre Unterkunft und Auslauf grenzten an das Hühnerhaus; die Böcke waren sorgfältig von den Weibchen getrennt. Böcke haben spezielle Duftdrüsen unter den Augen; deren Geruch würde nicht nur die Weibchen zum Decken bereit machen, sondern er würde auch die Milch beeinflussen.

Der meiste Auslauf und Füttern der Ziegen war das Resultat meiner Spaziergänge mit den Weibchen durch die Wälder, wobei 3-4 Tiere an Leinen waren, der Rest folgte. Es war eine so gute Gelegenheit mit den individuell verschiedenen Tieren bekannt zu werden und die Natur zu beobachten, daß ich einen Artikel "Gehen mit Ziegen" schrieb, der viel gelesen wurde.

Wir hatten Hühner nicht nur wegen des Fleisches und der Eier, sondern auch um einige der schönen Rassen zu beobachten. Im Laufe der Jahre zogen wir mehr und mehr Araukana, eine Art wohl mexikanischer Herkunft. Sie sind besonders widerstandsfähig und legen nette grüne und blaue Eier. Manchmal lief eine Henne in den Wald weg; 3-4 Wochen später kam sie mit einer Schar Küken zurück, um die Herde zu vergrößern. Einige Jahre nach Verkauf des Hofes bringt uns der neue Besitzer von Zeit zu Zeit bunte Eier in die Stadt.

John Marshall baute ein Hühnerhaus mit Sitzstangen und einer Tür, die man nachts schließen konnte. Es hatte ein großes Ostfenster, um den Sonnenaufgang zu erwischen und dadurch Eierlegen anzuregen. An kurzen Wintertagen konnte man Licht durch elektrische Birnen verlängern. Zuerst war der Auslauf nur von einem hohen Zaun umgeben, aber das erwies sich als ungenügend. Ein Mal sprang der Bernardiner Hund hinüber und tötete alle Hühner in einem Anfall von Panik. John und ich zogen geflochtenen Draht über das Ganze; dadurch wurden alle Raubtiere ferngehalten.

Eine andere Tierumzäunung wurde durch Bundesregulation geschaffen. Früh in meinen Bauernjahren unterstützte die Regierung Reduktion der Produktion durch das Landbanksystem. Bauern wurden bezahlt, um Land außerhalb der Produktion zu halten. Auf unserem kleinen Besitz wurde ein Feld von etwa 1,8 acres beiseite gesetzt, und es konnte nicht gepflügt und gesät werden. Ich fragte an, ob es gegen die Regeln sei, wenn man dort Amerikanische Sträusse (*Rhea Americana*) und einen Esel grasen ließe. Es war nicht gegen die Regeln, und jahrelang lebten dort ein paar Tiere friedlich zusammen. Tatsächlich genossen zwei alte Sträusse den Auslauf so, daß sie Nester bauten und Junge hatten; sie lebten noch dort, als wir wegzogen.

Ich fütterte und kontrollierte die Tiere täglich, entweder wenn ich zur Arbeit fuhr, oder ich ging die Einfahrt hinauf. Ein Mal in den 70er Jahren kam ein Anruf, daß ein sonderbarer großer Vogel in einem nahen Trailer Park gesehen worden war. Man riet richtig, daß er nur von mir kommen konnte;- kaum von jemand anders.

Als John Marshall und ich mit Netz und Seil ankamen, stand bereits eine Gruppe Zeitungsreporter dort; die Bewohner der Trailer hatten sie schon eher als uns angerufen. Es war einfach einen Ring aus Maschendraht um das Tier zu legen; es konnte ja weder fliegen noch springen. Schließlich ergriff ich den Vogel von hinten mit beiden Armen; die Tiere können mit ihren Krallenfüße nur nach vorne kratzen. Bevor sie es sich versah, war sie in ihrer Einzäunung zurück und schien erleichtert, zurückzukommen.

Wildenten und Gänse lebten frei auf dem Teich. Es sah eindrucksvoll aus, wenn sie auf dem Wasser umher segelten. Bei einem Besuch bei Konrad Lorenz, dem Deutschen Verhaltensforscher, hatte ich erfahren, daß die Vögel ihre Herbstflüge aufgeben würden, wenn nur genug Futter vorhanden war. Seltene Arten hielten sich nicht lange; bald waren es nur noch Wildenten und Canadische Gänse. Mallard Enten lieben es, die Schüsse junger Seerosen zu essen; meine Seerosen versagten, bis ich nahe dem Haus einen kleinen, eingezäunten Seerosenteich baute. Dort wuchsen sie zu wundervoll blühenden Pflanzen heran.

Nicht weniger wild als diese Tiere waren andere, die ich im Wald in einer großen Umzäunung hielt; dort bewegten sie sich über etwa 2,5 acres. Um das Fangen zu erleichtern, unterteilte ich das Gebiet 2 Mal mit Zäunen, durch die man mit Toren kommen konnte. Wenn die Tiere von einer Stelle zur anderen gelangen wollten, mußten sie manchmal einen weiten Umweg um die Zäune machen. Ich nahm an, daß es ihnen die Illusion von größerem Auslaufplatz geben würde.

Zwei Mal am Tage betrat ich die Umzäunung, um die Heuraufen und Futtertröge zu füllen. Es war ein herrliches Erlebnis, wenn man in den Wald und durch das Tor ging. Die Tiere kamen von wo sie immer waren heran. Einige warteten bereits nahebei, andere blieben vorsichtig hinter Bäumen, um mich vom Weiten zu beobachten. Diese Vorsicht war besonders typisch für Bergschafe (*Ovis musimon*, Mufflon). Wohl wegen erlebter Verfolgungen auf ihrer Heimatinsel im Mittelmeer (Corsica), wurden diese Tiere nie zutraulich.

Die Guanacos, wilde Vorfahren der Lamas, waren große Renner, und oft fragte ich mich, was passieren würde, wenn sie herauskämen. In einem früheren Kapitel beschreibe ich, wie ein Mal all die "wilden" Tiere aus der Einzäunung kamen; sie folgten mir friedlich wieder hinein, als ich mit dem Futtereimer erschien.

All diese Erinnerungen sind nur Kostproben aus mehr als 20 glücklichen Jahren, die meine Familie und ich auf dem Hof von Knightdale verbrachten. Meine zwei Töchter wuchsen dort heran, und ihr Wertsystem enthält wohl viele Beispiele von Erfahrungen von dort. Wir erinnern uns mit Freude an das schöne Haus und Land, mit all den verschiedenen Gegenden und Tieren, die uns umgaben. Wir erinnern uns an viele Besucher, die in den Gastwohnungen übernachteten und den Hof mit uns genossen; und durch ihre Augen sahen wir aufs Neue die Einzigartigkeit.

Den Blumengarten habe ich noch nicht beschrieben, die Dahlienbeete, die Obstbäume und Beerensträucher, altmodische Rosenbüsche, die nahe dem Haus und See wuchsen, wo das Land mit unserem eigenen gealterten Mist gedüngt war, und am Anfang noch von einem Maultier gepflügt wurde,- später mit einer kleinen Maschine.

Die Erinnerungen an Häuser, die mir gehörten, kommen zum letzten Kapitel,- zu dem Haus, in dem wir jetzt leben, im Jahr 1992,- und wo wir während der letzten über vier Jahren gelebt haben. Es ist wohl das Letzte in einer Reihe guter Heimstätten, die mir geholfen haben, das Leben zu genießen; sie Alle verkörpern einen Lebensstil, der sich als Folge meines Aufbringens entwickelt hat, und meinen Gaben und Wünschen angepaßt war, den Möglichkeiten entsprechend, und sind von der Erinnerung an meine Kindheit beeinflusst (siehe Erinnerungen Band 1). Im Folgenden berichte ich über Park Drive # 1623 in Raleigh, North Carolina: ein einstöckiges Haus mit einem kleinen Gärtchen, in der Mitte von Cameron Park.

Über 20 Jahre hatten wir auf dem Hof in Knightdale gelebt, als ich eines Tages zu Inge nach Hause kam und sagte, daß ich gerade durch einen Stadtteil von Raleigh gefahren war, der eines Tages für uns ideal zum Leben sein würde. Cameron Park hatte sich aus einer alten Plantage in den zwanziger Jahren entwickelt. Der hügelige, waldbedeckte Teil der Plantage war für Wohnhäuser benutzt worden, und man hatte vor 70 Jahren die ersten Häuser dort gebaut. Die offenen Felder der Plantage waren in ein großes, nett angelegtes Einkaufszentrum verwandelt worden;- man erzählte uns, daß es eines der größten und frühesten Einkaufszentren im Süden gewesen war.

Die Bauleute hatten großzügig geplant: sie liessen kleine Täler als Miniparks zwischen den Reihen von Häusern. Jedes Haus grenzte hinten an eine Gasse, wo der Müll eingesammelt werden konnte. Viele alte Eichenbäume standen noch aus alten Zeiten, und ihre Kronen formten jetzt eine Decke, die sich beinahe ohne Unerbrechungen über die Wohnhäuser erstreckte. Die Häuser waren zu verschiedenen Zeiten in wechselnden Stilen gebaut worden, und sie boten dem Vorbeifahrenden ein freundliches und interessantes Bild. So weit wir ermitteln konnten, waren die Einwohner beinahe jeden Alters.

Zu der Zeit, als wir unser Haus kauften, war die Gegend in Mode gekommen, und die Preise waren hoch. Aber im Vergleich zu den neuen Häusern der sehr Reichen, waren sie mäßig im Preis. Das von uns gewählte Haus war etwas über 60 Jahre alt und im mittleren Preiskrank. Alle Zimmer waren auf einer Etage, es gab ein Badezimmer, eine altmodische Küche, und nichts war auffallend. Ehe wir einzogen, hatten wir Arbeit an der Küche und einem 2. Bad ausführen lassen.

Es wurde ernst mit dem Plan zum Umziehen, als ich herausfand, daß ich zunehmende Schwierigkeiten hatte, Futtersäcke und Heuballen zu heben. Inge hatte ein Haus im Vorbeifahren entdeckt, und sie fand heraus, daß wir etwa 6 Monate Zeit haben würden, den Umzug vorzubereiten. Der erste Handwerker, den wir für den Umbau haben wollten, kam nicht. Der zweite erhielt Anleitungen von Rick und Mary. Ihre Vorschläge waren so gut und genau, daß ich anfangs Mary den "Geschmackstyrannen" zu nennen. Jeder der Vorschläge von Rick und Mary wurde ausgeführt und erwies sich als richtig.

Die Küche sollte heller werden: die dunkle Holztür nach außen wurde durch eine weiße Tür mit Glasfenstern ersetzt. Die dunkelbraunen Türen der Küchenschränke wurden durch weiße plastik-überzogene ersetzt, die nett von den braunen Rahmen abstachen. Die lange Arbeitsfläche in Küche und Anrichte wurde mit Dresden blauem Formica bedeckt. Eine einfache Lampe mit rotem Schirm hing von der Decke. Wir hatten jetzt ein freundliches Eßzimmer, wo bis zu 7 Personen sitzen konnten. Für mehr Gäste konnte man ein Buffet in der Küche vorbereiten und im Wohnzimmer essen.

Das Wohnzimmer wurde vergrößert, indem das ehemalige Eßzimmer mit ihm zusammengelegt wurde. Dadurch wurde aus beiden Zimmern ein großer Raum. Als Geschenk unseres Nachbarn wurde moderne Beleuchtung in dem Doppelzimmer angebracht, und die Bilder an den Wänden wurden jetzt sichtbar. Eine Teilmauer blieb, weil ihre Beseitigung zu viel Arbeit erfordert hätte.

Wir wollten zwei Badezimmer haben, um gleichzeitig aufstehen zu können. Der große Raum zum Garten wurde in mein Arbeitszimmer verwandelt, wobei genügend Platz für Abteilung eines zweiten Bades entstand. Wir bestellten eine sehr große Badewanne, was sich als praktisch herausstellte.

Unsere zwei Betten wurden in das große Schlafzimmer gestellt, dazu ein Schrank und eine Commode; und dort blieben reichlich Wände für Bilder. Ein kleineres Schlafzimmer gegenüber wurde Inge's Studio, wo ihr Schreibtisch und der Flügel Platz fanden. Mit ihren Schränken und Bildern wurde es so voll, daß es den Namen "die Höhle" bekam

Die Vorbewohner hatten einen Wandschrank bei Inge in eine Treppe nach oben verwandelt; diese führte in ein unfertiges Obergeschoß mit Spannteppich. Mary und Rick machten daraus ein Schlafzimmer, wo 4 Betten junge Besucher aufnehmen konnten. Für ältere Leute war es ungeeignet, wegen dem steilen Aufstieg und Mangel an eigenem Bad. Ältere Gäste konnten besonders nett in einem nahen Hotel wohnen.

Der Garten sah auf den ersten Blick klein und nett aus. Als wir begannen darin zu arbeiten, schien er zu wachsen; aber wir können ihn gerade noch bewältigen. Es gibt nur einen Baum im Garten, ein Cornus; und auf der Strassenseite steht ein Baum, ein Japanischer Ahorn. In den umgebenden Gärten sind so viele riesige, alte Bäume, daß wir das beste beider Welten haben: einen sonnigen Garten um Blumen zu ziehen, und einen Blick auf riesige, alte Bäume ringsherum.

Bei einem Besuch Berlins 1991 sah ich wieder 2 hübsche Teehäuschen im Garten meiner Großeltern. Sie standen an beiden Enden einer langen Steinmauer entlang dem Herthasee. Ich erinnerte mich an freundliche Sommer Nachmittage in den Zwanziger Jahren, als dort Tee serviert wurde. Bei unserer Rückkehr begannen wir mit Hilfe zweier phantasiereicher und erfahrener Architekten-Nachbarn Pläne für ein Teehaus in Raleigh zu entwickeln, das in eine neu angelegten Garten passen sollte. Im Februar 1992 ist der neue Plan gezeichnet, und das meiste davon bereits verwirklicht. Ein großes Stück Rasen wird in der Mitte sein, 3 Feigenbäume am Ende, Nachkommen der Manlius Feigen, 2 erhöhte Beete (die wegen ihres Aussehens "Sarcophage" genannt werden), verschiedene Blumenbeete und drei rote Kieswege zum Einrahmen des Gartens. Am fernen Ende, von einem Spalier für Kletter Pflanzen eingerahmt, erstreckt sich eine asymmetrische Plattform, die teilweise vom Dach des modernen quadratischen Teehäuschens überschattet ist. Zwar ist es noch nicht fertig, aber es sieht schon elegant und schön aus.

Als der neue Besitzer des Hofes in Knightdale eine Baumschule zu pflanzen begann, nahmen wir viele der Setzlinge des besonders schönen Ahorns in der Stadt und pflanzten sie in Knightdale. Dort wachsen sie gut, und über 100 werden bald zum Verkauf bereit sein. Der Pflanzen Austausch und Besuche bei den Marshalls in Knightdale halten uns in Verbindung mit der Vergangenheit.

Das Leben in der Stadt Raleigh ist sehr anders als das tägliche Leben in Knightdale. Wir staunen darüber, wie nahe Alles ist,- unter 5 Minuten zum Concert; wir kommen meistens viel zu früh an. Läden sind um die Ecke, und man kann leicht zu Fuß hingehen. Wir haben nur noch wenig eigenes Gemüse und Obst, außer einigen Sauerkirschen, Himbeeren und Salat.

Cameron Park ist auch eine gute Gegend, um nette Nachbarn zu finden. Wir gehen zu kleinen politischen Versammlungen, Weihnachtsgesellschaften und anderen Anlässen; Alles zu Fuß. Wir planen noch einige Jahre hier zu bleiben, bis wir nicht mehr im eigenen Haus wohnen können. Wir nehmen an, daß dies das letzte in der Reihe unserer Häuser sein wird.